Klaus Ullrich

Spartakiade mosaik

Anekdoten, Episoden, Protokolle, Reportagen, Skizzen

Sportverlag Berlin 1983

Die Beiträge „Kornelia Ender“ und „Kurt Brunner“ (Protokolle) und „Erst kein Wasser, dann kam Gold“ schrieb Horst Schiefelbein.
Die Statistik erarbeitete Dr. Ullrich Wille.

1. Auflage
Lizenznummer: 140355/28/83
9005
Lektor: Michael Dingel
Einband: Peter Tschauner
Printed in the German Democratic Republic
Lichtsatz: INTERDRUCK
Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97
Druck und Binden: LVZ-Druckerei „Hermann Duncker“, Leipzig III/18/138
Redaktionsschluß: 11. 6. 1982
6715167
DDR 6,– M

Anekdoten – Episoden – Nachrichten

I. 1966 – Winter

Sie zogen eine Schneise hinauf, den Sonnenstrahlen ausgesetzt. Ihre Schritte waren schnell, aber nicht hastig, obwohl sich Kleinere hinten in der Schar plagten, den Abstand zu ihren Vorderleuten nicht größer werden zu lassen, und schon arg schwitzten. Dieter Neuendorf, der mit einigen plaudernd an der Spitze marschierte, kam erst am Ende der Schneise dahinter, als er sich umwandte und in die krebsroten Gesichter sah. Er ließ sie langsamer gehen und die Schlange an sich vorüberziehen, um den letzten mit einem aufheiternden Wort beizustehen. Das half sehr viel, denn Dieter Neuendorf war auch für die Kinder seiner Heimatstadt eine Berühmtheit. Er hatte schließlich ein Skispringen am Holmenkollen gewonnen, und wenn sie sich auch unter einem Holmenkollen noch nichts Rechtes vorstellen können, hatten sie doch von ihren Eltern gehört, daß dies eine ungewöhnliche – vermutlich der Welt riesigste – Sprungschanze sei, vor grauer Zeit errichtet, um nur Norweger dort als Sieger feiern zu können. Seit dem Tag, da man im Radio hatte hören können, Dieter Neuendorf habe dort vor allen Norwegern triumphiert, hatte er in den Köpfen der Kinder etwas von einer Sagengestalt gewonnen. Es war schon ein Erlebnis, ihn einmal aus der Nähe gesehen zu haben. Zwar versicherten die Erwachsenen, er habe sich – überraschenderweise – nach dem Tag am Holmenkollen nicht im geringsten verändert, seine Nase sei so lang wie zuvor und die Worte bringe er ebensoselten über seine Lippen wie früher, aber „Holmenkollen" blieb ein Zauberwort und Dieter Neuendorf einer, dem man zutraute, es mit Drachen aufnehmen zu können.

Nun marschierten sie durch den Wald bergan und waren

stolz darauf, daß er mitten unter ihnen war. Wenn man den Gipfel des Inselbergs erreicht hätte, würden die aus den anderen Orten nicht nur staunen, sondern sicher auch neidisch sein auf die Ruhlaer.

Vereint und guter Dinge, wenn auch außer Atem, langten sie oben an. Gebührend scheel von den anderen gemustert, verliefen sie sich dann an der Feldküche, die die Nationale Volksarmee die Straße hatte hinaufrollen lassen, um Erbsensuppe darin anzurichten, und stürmten danach zu jenem Platz, auf dem, wie es hieß, die Leistungskarten ausgegeben werden sollten.

Für jeden war eine vorhanden, und es blieb auch genügend Zeit, das gelbe steife Papier hin und her zu wenden und zu lesen, was verlangt wurde.

Dann sammelten sie sich wieder, wo Dieter Neuendorf sie zusammenrief, und trollten sich vergnügt bergab.

Das war – auf dem Inselsberg – eine der Geburtsstunden der Spartakiade, an einem warmen Maitag 1965.

*

Lauscha hatte schon viele große Stunden des Skisports erlebt, aber der Auftakt der I. Kreisspartakiade dünkte allen ein Ereignis wie nie zuvor: Fackeln erhellten die Straßen zum Markt, wo ein riesiges Karree im flackernden Licht lag. Dann der Aufmarsch der Mannschaften aus allen Orten und Dörfern, die weithin hallende Stimme des Eidsprechers und danach ein krachendes knallbuntes Feuerwerk, das alle entzückte.

Am nächsten Morgen drängelten sich 300 Langläufer auf dem Sportplatz, wo Aufruf, Wachszentrum und Start zusammenlagen. Die Sieger wurden gebührend gefeiert, am lautesten vielleicht die zehnjährige Monika aus Lichte, wo man erst ein Jahr zuvor begonnen hatte, sich intensiv um den Skisport zu kümmern. Nun hatte man das erste Vorbild – ein zehnjähriges!

*

In Aue war die Regel erlassen worden: Jede Schule oder BSG hat die Pflicht, ihre Aktiven vor der Kreisspartakiade in drei Qualifikationswettbewerbe zu schicken. Die Regel war gut, aber das Wetter schlecht. Gewissenhaft kramte man die Ergebnisse des Vorjahres aus den Tischkästen und stellte danach die Startlisten zusammen – alles in allem wurden 450 Aktive zugelassen.

*

Stunden bevor die I. Winterspartakiade beginnen sollte, mußte sie in Oberhof und Goldlauter abgesagt werden. Obwohl pausenlos Schnee herangefahren worden war, erwies sich das Tauwetter als stärker. So wurden die ersten Spartakiadesieger der Geschichte in Berlin ermittelt, wo für die Eissportwettbewerbe ideale Bedingungen herrschten. Ein Mädchen namens Sonja Morgenstern gewann das Eiskunstlaufen der B-Schülerinnen, ein Junge namens Jan Hoffmann wurde Zweiter bei den Schülern.

*

Am kalten Morgen vor dem Auftakt hatte eine Eishockeymannschaft auf dem Rostocker Bahnhof gestanden und die Augen zwischen Uhr und Bahnsteigtreppe wie einen Puck hin- und herfliegen lassen. Schließlich war die Abfahrtszeit herangerückt und der Betreuer nicht erschienen. Die Zugschaffnerin kommandierte: „Türen schließen!", zögerte aber noch mit dem „Fertig!"-Signal, als sie die bepackte Schar weiter verdrossen auf ihre Schläger gelehnt sah.

In aller Eile versuchte sie das Problem zu klären: „Wer hat die Karten?" – „Unser Lehrer!"

Und dann fiel das Stichwort: „Spartakiade?"

Verblüfft nickten die Steppkes.

„Rein mit euch, wir klären das unterwegs!"

Und dies, obwohl es natürlich genügend Paragraphen in den Beförderungsbestimmungen der Reichsbahn gibt, die es nicht zulassen, 15 Jungen mit einer Menge sperrigen Gepäcks ohne eine einzige Fahrkarte zu befördern.

Aber die Spartakiade war bereits zum gesellschaftlichen Begriff geworden. Ihre Förderung wird höheren Orts überall empfohlen.

*

I. 1966 – Sommer

Es war nicht zu übersehen, daß Täve – sonst ein Bündel an Erfahrungen und „Laßt mich mal machen"-Reden – mit Ratlosigkeit kämpfte. Dieter, Norbert und Ralf standen ausgepumpt und mit langen Gesichtern vor ihm, der vierte – Roland – schob irgendwo sein Rad mit dem leeren Hinterreifen über den heißen Asphalt und war vorerst nicht zu erwarten.

„Wir haben Durst – diese Hitze", maulte Ralf.

Täve, an dem man während seiner ganzen Laufbahn den eisernen Willen, das Vorgenommene zu erreichen, bewundert hatte, suchte in seiner Hosentasche gleichgültig nach Geld für Limonade.

„Bevor ihr zur Radrennbahn fahrt und euch etwas zu trinken kauft, möchte ich noch wissen: Ging es denn wirklich nicht besser?"

Ralf stöhnte: „Diese Hitze!"

Täve beherrschte sich. „Die Berliner... war denen nicht wenigstens hinterherzufahren?"

Ralf blieb dabei: „Die Hitze!"

„Das ist nun mal das Schwerste, was es im Radsport gibt, das habe ich euch alles vorher gesagt, wieder und wieder. Zähne zusammenbeißen und fahren. Was war, als die Berliner kamen?"

„Der Schreck! Zwei Minuten hinter uns gestartet, und als wir um die Wende kurvten, hingen sie uns schon im Genick. Und waren nur noch zu dritt und rasten und rasten."

Täve rang weiter mit seiner Enttäuschung: „Von solchen Rennen kehrt man zurück und ist völlig breet. Mein Leben

lang war das so, breet und fix und alle." Und weil Ralf den Mund öffnen wollte, setzte er noch hinzu: „Auch wenn es heiß war!"

Die drei hatten nur noch schäumende Limonade im Sinn, aber Täve pfiff sie an: „Wartet wenigstens auf Roland. Das ist das mindeste!"

Dann ging er zu dem umlagerten Tisch, an dem die Kampfrichter über Listen rechneten. Zwei kreuzten seinen Weg, mit denen er einst die Friedensfahrt gefahren war.

Hannes: „Und, Täve?"

Täve: „Alles nicht so einfach!"

Helmut: „Mach dir nichts draus, unser Vierer ist vor deinem. Wir sind dir so oft hinterhergehetzt, daß wir wenigstens jetzt mal einen Triumph verdient haben."

Täve: „So? Meint ihr?"

Seine Mannschaft – er absolvierte damals sein Trainerpraktikum – belegte unter 49 gestarteten Mannschaften den zwölften Rang.

*

In der Lichtenberger Kreisleitung der FDJ war nachmittags von der Fußgelenkarbeit die Rede. An einer langen Tafel saßen Mädchen und Jungen und hörten gebannt einer Frau zu, die zehn Jahre zuvor bei den Olympischen Spielen in Melbourne zwei Silbermedaillen erkämpft hatte.

Fußgelenkarbeit? Ein schnelles Mädchen aus Aue, blondlockig und mit kecken Augen, hatte noch nie davon gehört und wollte es genauer erklärt haben, denn olympische Silbermedaillen reizten auch sie.

Christa Stubnick legte die Hand flach auf den Tisch, mitten zwischen Tellern mit Wurstsemmeln und Radieschen, und zeigte mit den Fingern der anderen, wie man das Gelenk üben und härten muß.

Danach wurde geplaudert.

„Und Sie, früher?"

„Und wir, früher?" Christa schmunzelte. „Fuhren sonnabends mit dem Lastwagen los, mit Verpflegung – ein Sack Trockenkartoffeln und Erbsen."

Ein Ringer – Goldmedaille nach fünf Schultersiegen – stopfte eilig eine Schrippe zwischen die Zähne, als hätte eben jemand mitgeteilt, daß die Spartakiade den nächsten Tag zum Trockenkartoffel-und-Erbsen-Tag erklärt habe.

Man staunt über das Damals, aber Christa verrät, daß sie schon genug Anlaß zum Staunen über das Heute hatte: „Gestern nachmittag ist eine Steffi, 15 Jahre alt, bei den Leichtathleten 5,82 m weit gesprungen, Rekord in der B-Jugend. Ich war 19 Jahre alt, als ich in Jena mit 5,84 m neuen DDR-Rekord sprang, und der Jubel wollte damals gar kein Ende nehmen, als die Weite angesagt wurde. Ihr seht, die Zeit vergeht, und wir sind auch im Sport ein gutes Stück vorangekommen."

Noch einmal fünf Fragen und fünf Antworten, und dann schüttelt man sich nach der Limonadenparty die Hände. Es ist nicht zu übersehen, daß die meisten in Eile sind – der Tierpark wartet, und die nächste Vorstellung mit dem Spartacus-Film beginnt in einer Viertelstunde.

*

Streit auf der Radrennbahn.

„Das soll alles auf ein Konto geschickt werden, glaubt es mir doch. Wir haben gesammelt, alles in allem 556,20 Mark, und die bringe ich jetzt weg, so wie es festgelegt wurde. Man muß sich schon an die Ordnung halten."

„An die Ordnung? Wir sammeln nicht für Ordnung, sondern für Solidarität. Also noch einmal: Die Schriftsteller der DDR haben aufgerufen, Geld zu sammeln ..."

„... wir sind aber keine Schriftsteller, du Holzkopp!"

„Nicht sehr überzeugend, dein Argument. Ich wiederhole: Schriftsteller wollen Fahrräder für Vietnam stiften, weil sie herausgefunden haben, daß Fahrräder dort dringend gebraucht werden. Also werden wir unser Geld an die Schriftsteller abliefern, und zwar weil wir Radrennfahrer sind und uns vorgenommen haben, das Geld für drei Fahrräder zu sammeln!"

Der Antrag bekam eine Mehrheit und der Schriftstellerverband der DDR daraufhin 556,20 Mark.

*

Im Friedrich-Ludwig-Jahn-Sportpark waren die Starter bei den Leichtathleten knapp. Eine Kampfrichterin brachte ihren Mann mit und empfahl ihn für diese Funktion.

„Was macht er denn sonst?" wollte einer der Verantwortlichen wissen.

Die Frau sah in die Luft und antwortete dann schmunzelnd: „Geräusche!"

„Geräusche?"

„Er ist Musiker im Orchester der Komischen Oper!" Und erwies sich als ein Startschütze mit viel Gefühl.

*

Es muß auch Negatives zu Papier gebracht werden – zum Beispiel ein Protest. Draußen am Müggelsee gegen den Steuermann von „De ehn" (Der eine), der mit seiner eher einer riesigen Brotform als einem schnittigen Segelschiff ähnelnden Optimistenjolle an Boje 8 die Regeln verletzt haben soll.

Das Strandbad Rahnsdorf ist leer, der Müggelsee voll. 179 Boote überlisten kreuzend den Wind oder lassen sich auf günstigen Bahnen mit geblähten Segeln treiben.

Zuweilen schiebt ein Dampfer seine Bugwelle über den See, behutsam zwischen dem Wald aus weißen Segeln hindurchlavierend. Spartakiadeteilnehmer staunen über die Reling, ohne auf Anhieb zu verstehen, wie dieser Windwettlauf vonstatten geht.

„De ehn"-Steuermann Jörg stemmt die nackten Füße gegen die Bordwand und zerrt an der Leine des Segels. Hinterher soll die Jury klären, ob ihn sein Ehrgeiz nicht vielleicht doch getrieben hat, bei der Fahrt um die Boje einen anderen zu schneiden.

Aber die Jury hat verläßliche Zeugen: Der Protest war umsonst geschrieben worden. „De ehn" behält seinen vierten

Platz. Der Sieger hat „De anner" an seiner hölzernen Brotform zu stehen.

*

Für die Leipziger Fußballer war der Auftakt eine Katastrophe, treffender ein Kriminalfall: Aus dem Auto, mit dem der Mannschaftsleiter gefahren war, hatte man die Aktentasche mit allen Spielerpässen gestohlen.

Ein Spieler ohne Paß? Die Regeln bieten ihm kaum eine Chance.

Aber ein Funkwagen, alarmiert von einem wachsamen Bürger, nahm die Verfolgung des Gesindels auf und erwischte einen von dem Diebesduo. Aber der hatte die Tasche nicht und zuckte frech die Schultern, als man ihn nach dem Komplicen ausfragte.

Ein anderer Bürger hatte den jedoch auf einen Hausboden türmen sehen, und dort wurde er gefaßt. Er war nicht einmal dazu gekommen, einen Blick in die Tasche zu werfen. Als man die Pässe herauszog, aufatmend, war seine Verblüffung groß. Derart Nutzloses, dachte er. Er kannte nicht den Wert eines Spielerpasses bei einer Spartakiade.

*

Bei den Schwimmern wurde ein neuer B-Jugend-Rekord über 100 m Rücken registriert: 1:03,9 min. Das war um 1,5 s schneller als die Zeit des Olympiasiegers von 1952 in Helsinki, 0,6 s schneller als die des Bronzemedaillengewinners bei den Olympischen Spielen in Melbourne 1956 und nur 0,4 s langsamer als die des Sechsten des olympischen Finales 1960 in Rom.

Der Name des Spartakiaderekordlers: Roland Matthes.

*

In Pritzwalk erfand nach dem Kriege jemand ein „Winterspiel", dem mit alten Tennisbällen und robusten Schlägern auf verschneiten Plätzen gefrönt wurde. Mehr als zwanzig Mannschaften beteiligten sich an diesem am ehesten viel-

leicht „Schneehockey“ zu nennenden Vergnügen. Um das auch im Sommer spielen zu können, beschaffte einer die Hockeyregeln, und es ergab sich, daß vier Mannschaften zu dem neuen Spiel „überliefen“, darunter auch ein Trainer: Geschichtslehrer Otto. Der kam dann auf die Idee, das Spartakiadefeuer auf dem Wege nach Berlin in Pritzwalk mit einem zünftigen Hockeyspiel zu empfangen. Und dann qualifizierten sich die Pritzwalker auch noch für Berlin. Allerdings erlebten sie gleich im ersten Spiel mit 0:6 gegen Halle eine gepfefferte Enttäuschung. Der Geschichtslehrer aber vermochte hinterher zu erklären, daß Niederlagen die besten Lehrmeister für den Sieg sind, und sah sich darin nach dem 2:1 über Dresden im zweiten Spiel bestätigt. Bei diesem Hokkeyturnier gab es übrigens einen wertvollen Sonderpreis: den Schläger, den Indiens berühmter Torwart Laxman nach den Olympischen Spielen 1964 in Tokio einem DDR-Journalisten zum Geschenk gemacht hatte.

II. 1968 – Winter

In Oberhof beim Langlauf jubeln auch viele Eltern – oder teilen den Schmerz einer unerwarteten Niederlage. Ein Ehepaar hantiert fachmännisch mit Stoppuhren, mißt Abstände, kontrolliert die Startnummern. Die elfjährige Tochter Petra war dreifache Siegerin der Kreisspartakiade, bei der Bezirksspartakiade allerdings weit hinter den Medaillengewinnern auf die Liste gelangt, aber nun in Oberhof verraten die Uhren nach dem ersten Teilstück der 2-km-Strecke Erfreuliches. Bald danach stürmen die Jungen los. Ein Trainer hastet nebenher bis zur ersten Steigung, immer wieder mahnend: „Kurze schnelle Schritte und oben lang weg, kurze schnelle ...“

Trainer? Er schüttelt den Kopf: „Vater!“

Petra, die schließlich Zwölfte wurde, hat einen Astronomen der Sternwarte in Sonneberg zum Vater, die Mutter ist

Hausfrau. Peter erscheint als 30. im Resultat. Sein Vater ist Werkzeugmacher.

Die Spartakiade beschleunigt nicht nur den Kreislauf der Aktiven ...

*

Aus Löbau war ein langaufgeschossener Junge mit seinem Rennschlitten gekommen. Im Koffer drei Gold- und eine Silbermedaille. In Oberhof angelangt, stellte er seinen Schlitten in den Keller, teilte seinem Übungsleiter mit, daß er Wichtiges zu erledigen habe und in spätestens drei Stunden zurück sei, was den Übungsleiter zu einer Reihe von Fragen veranlaßte, auf die er aber keine zufriedenstellenden Antworten bekam.

Der Langaufgeschossene begab sich zielstrebig auf seinen Weg, steuerte als erstes das „Haus des Sports" an, wo er auf einen nicht sonderlich freundlichen Heimleiter stieß, der ihm nach einigem Hin und Her aber wenigstens zu einer Spur verhalf: „Die Mädchen könnten noch im ‚Konsum' sein."

Selbst wer sich nur flüchtig auskennt, weiß, daß damit nicht irgendeine Konsumverkaufsstelle gemeint war, sondern das Erholungsheim der Konsumgenossenschaften.

Dort amtierte ein Pförtner, der wichtig tat und versicherte, daß ein Betreten des Hauses ohne besondere Einladung oder spezielle Papiere gänzlich ausgeschlossen sei. Danach sperrte er sein Auskunftsfenster zu und widmete sich wieder irgendwelchen Listen.

Daß der Langaufgeschossene dennoch in den Saal gelangte, in dem er die Mädchen dann auch tatsächlich an einer Tafel bei Kaffee und Stollen sitzen sah, war dem Ärger zu verdanken, den ein anderer verursachte, weil er sich nicht mit den Pförtner-Dekreten abfinden wollte. Es kam zu Lärm und Handgemenge und damit auch zu einer Situation, die die Konzentration des Pförtners auf eine einzige Person lenkte.

Erst als er plötzlich in dem Saal stand, begann sich der Löbauer über seine eigene Courage zu wundern. Er hatte sich

seinen Plan gemacht, schon als er noch zu Hause war, und sich immer wieder geschworen, daß ihn niemand davon abbringen könnte, weder ein Übungsleiter noch ein Pförtner. Aber nun verließ ihn mit einem Mal aller Mut, und er lehnte sich gegen einen Pfeiler und starrte in die lachenden Gesichter der Mädchen.

„Und du?" wurde er plötzlich gefragt. Er hatte den Anorak noch bis obenhin geschlossen, und das mußte auffallen.

Da kehrte seine Entschlossenheit zurück: „Und ich? Ich bin aus Löbau hierhergekommen, mit drei Gold- und einer Silbermedaille, und möchte sie den Mädchen geben, die sie in Grenoble um ihre Medaillen betrogen haben."

Der Mann, dem er das erklärt hatte, stutzte einen Augenblick und rief dann unvermittelt: „Einen Augenblick Ruhe!"

Dann schob er den Langaufgeschossenen vor sich in die Saalmitte.

„Dieser Junge hier kommt aus Löbau, und ich rede nur für ihn, weil er vielleicht nicht laut genug reden würde, um das Geplapper im Saal zu ersticken, was mir hoffentlich gelingt."

Es war ihm bereits gelungen.

„Er ist gekommen mit drei Gold- und einer Silbermedaille. Vier Medaillen, die er selbst bei Spartakiaden gewonnen hat... Moment mal, wieso vier? Es sind doch nur drei Mädchen?"

Der Junge fuhr sich mit der Hand über die Stirn und flüsterte dann: „Das ist alles, was ich habe, ich hätte auch zehn Goldmedaillen mitgebracht, wenn ich soviel zusammengefahren hätte."

„Aha", sagte der Mann und füllte mit seiner dröhnenden Stimme weiter den Saal, „er hat alle Medaillen, die er erkämpfte, mitgebracht und möchte sie den drei DDR-Rennschlittenfahrerinnen geben, die man in Grenoble betrogen und verleumdet hat, die man beschuldigte, ihre Kufen geheizt zu haben, obwohl es Beweise genug dafür gibt, daß dies nicht zutreffen kann..."

Der Saal jubelte, und der Mann schob den Langaufge-

schossenen auf die drei Mädchen zu, die um den Tisch herumgekommen waren. Er drückte der ersten linkisch die Handvoll Medaillen zwischen die Finger und schüttelte den anderen die Hand. Die mit den Medaillen erhob sich auf ihre Zehenspitzen und gab ihm einen Kuß.

*

Blick in das Kulturprogramm der Oberhofer Spartakiade: Vorstellung des Puppentheaters Halle, Film „Explosion im Hafen“, Estradenprogramm des Dorfensembles Milz zum Fasching, Modenschau für Kinder, Film „Das Mädchen auf dem Brett“, Baudenabende, Film „Chingachgook, die große Schlange“, Programm des sowjetischen Armee-Ensembles Nohra, Film „Flegelalter“.

*

II. 1968 – Sommer

Ein Boxer der Schülerklasse hatte sich bis ins Finale gekämpft, und alle nannten ihn den Favoriten. Sein Trainer riet ihm: „Geh rechtzeitig schlafen, leg dir alles zurecht, steh früh genug auf, wasch dich und zieh dich in Ruhe an, keine Nervosität, die schadet nur.“

Der Junge nickte, ging rechtzeitig nach Hause, kroch auch beizeiten ins Bett, doch fiel ihm dann ein, daß er vergessen hatte, ein frisches Hemd bereitzulegen. Also stand er wieder auf, langte im Dunkeln nach dem Hemd, riß dabei den Schrank um – und konnte am nächsten Morgen, humpelnd und die Tränen kaum bezwingend, nur die Silbermedaille im Ring entgegennehmen.

Kommentar des Trainers: „Vielleicht hätte ich ihm raten sollen, wie jeden Abend schlafen zu gehen...“

*

Ein Magdeburger Vater erschien Freitagmorgen vor der Wohnungstür der Quartiereltern seines kugelstoßenden

Sohnes und schwor darauf, daß ihm die zwanzig frischen Eier sicher zum Sieg verhelfen würden.

„Er hätte dreißig essen können und hätte trotzdem nicht verloren", versicherte der Übungsleiter.

*

Die Olympiazweite von 1956, Christa Stubnick, betätigte sich diesmal als Hobby-Journalistin und wurde für einen „Brief an eine Zwölfjährige" vom Spartakiadekomitee ausgezeichnet – mit einer richtigen Spartakiade-Silbermedaille.

*

Barbara aus Karl-Marx-Stadt übertraf auf den Schießständen in Hoppegarten mit dem Standardgewehr (3 mal 20 Schuß) mit 564 Ringen nicht unbeträchtlich die Leistung der Amerikanerin Thompson, die mit 558 Ringen 1966 Weltmeisterin geworden war.

*

Am eiligsten hatten es die Wasserspringer – 24 Stunden nach ihren Entscheidungen vertraten sie die DDR bereits in Leipzig beim Länderkampf gegen die UdSSR. Die Spartakiadesiegerin Sylvia Fiedler freute sich über den ersten Platz vor der Olympiadritten von Tokio, Galina Alexejewa.

*

Mit Begeisterung gemeldet hatte sich für die Spartakiade auch Monika aus Neubrandenburg. Sie hatte ihren Platz gleich neben den Ringermatten in der Werner-Seelenbinder-Halle. „Dabei hatte ich noch nie einen Ringkampf gesehen, aber schon nach der ersten Stunde fand ich das alles furchtbar aufregend."

Monika arbeitet sonst als Operationsschwester. In Berlin hatte sie nur eine Schulterverletzung und ein paar Hautabschürfungen zu behandeln.

„Dadurch mehr Zeit zum Zusehen!" freute sie sich.

*

Für die 107 Pferde, die aus allen Bezirken zur Spartakiade transportiert worden waren, wurden dreimal 150 Zentner benötigt: Hafer, Heu und Stroh.

*

Viele starteten zweimal. Ein Kugelstoßer hatte sich auch bei den Gewichthebern eintragen lassen. Später wurde er als Gewichtheber ein Weltklasseathlet mit vielen wertvollen Medaillen: Gerd Bonk. Aus Suhl kamen Heidi und Arndt nach Berlin, nachdem sie bereits im Winter auf Skiern Spartakiadegold erobert hatten. Arndt war für den modernen Dreikampf gemeldet, Heidi für die 800 m und 1500 m der Leichtathleten.

III. 1970 – Winter

Die Spartakiade des Kreises Aue fand in Carlsfeld statt. Jeder fünfte Einwohner war in irgendeiner Funktion an der Organisation beteiligt. Die beste Idee der rührigen Gastgeber: Für die in den Vorkämpfen Ausgeschiedenen wurden „Trost"-Staffelrennen organisiert.

*

Bei der Bezirksspartakiade Suhl hatte ein Mädchen eine schnellere Rennschlittenzeit auf der Wadebergbahn erzielt als der Beste der gleichaltrigen Jungen. Ihr Name: Margit Schumann.

*

Aus Steinheid hatten sie einen buntbemalten Koffer mit zur zentralen Spartakiade nach Johanngeorgenstadt gebracht. Sie schleppten ihn von einem Ziel zum nächsten und wurden hundertemal gefragt, welche Bewandtnis es mit ihm habe.

„Da kommen die Medaillen rein, alle Medaillen, die nach Steinheid gehen."

*

Bei den Eishockeyspielen in Berlin hatte ein Patentingenieur, der sich einige Monate zuvor als Übungsleiter qualifiziert hatte, eine ungewöhnliche Aufgabe zu lösen: Dem Torwart mußten die Locken gestutzt werden, weil sonst der Schutzhelm nicht gepaßt hätte.

„Patentingenieur muß man sein", amüsierte sich der zweite Übungsleiter, ein ehemaliger Nationalspieler, als er die gekappte Haarpracht unter dem Helm verschwinden sah.

*

III. 1970 – Sommer

Tränen in den Augen, stand er vor der Tür des Wettkampfbüros der Kanuten in Grünau. „Haben Sie zufällig eine Plastiktüte für mich?"

„Eine Plastetüte?"

Mehr Tränen, und dann unter dem Schluchzen kaum noch hörbar: „Beim Wiegen war mein Kajak zu leicht. Was soll ich nur machen? Wenn ich eine Plastiktüte hätte, könnte ich Sand hineinfüllen und ihn dann ins Boot legen, dann stimmt das Gewicht wieder."

Die Tüte fand sich, die Tränen schwanden – eines von vielen kleinen Problemen war gelöst.

*

Es waren wohlgemerkt die ältesten aus der Hallenser Schützenmannschaft, die sich am Nachmittag Unter den Linden trafen, gespannt den Wachaufzug erwarteten und sich danach mit ihrem Übungsleiter an einem Tisch im Operncafé versammelten. Es ist nötig, zu betonen, daß es die Ältesten waren, denn der Ober brachte ihnen eine Flasche Sekt an den Tisch. Klar war nur nicht, worauf sie geleert werden sollte. Gründe gab es indes genug: Am Vormittag hatte man zweimal Gold und einmal Bronze im Mannschaftswettkampf mit der Freien Pistole errungen, aber einer unter ihnen –

Hans-Jürgen Gocholl – lag an dritter Position, als sie den Schießstand verlassen hatten, um den Wachaufzug nicht zu versäumen.

„Wie bekommen wir nur heraus, ob ich Dritter geblieben bin?" grübelte Hans-Jürgen. Er ging, um zu telefonieren. Als er wiederkam, schüttelte er betrübt den Kopf.

Die anderen am Tisch begannen ihn zu trösten, schlugen ihm auf die Schulter und suchten mitfühlend nach Worten.

Aber Hans-Jürgen giftete sie an: „Was soll denn das?"

Sie antworteten ihm: „Wir hätten dir die Medaille aus ehrlichem Herzen gegönnt!"

„Und woher, zum Teufel, wißt ihr denn, daß ich sie nicht habe?"

Erstaunen in den Gesichtern der anderen: „Du hast doch mit dem Kopf geschüttelt?"

„Aber doch nur, weil das Telefon besetzt war ..."

Eine halbe Stunde später konnte mit dem letzten Glas auf Hans-Jürgens Bronze angestoßen werden.

*

Der Trainer raufte sich die Haare, ein erfahrener Mann, Zweiter bei Olympischen Spielen, Europameister: Dieter Lindner. Er sah seinen Schützling auf der 10000-m-Distanz der Geher davonstürmen, als lägen nur 1000 m vor ihm. „Ich habe es ihm wieder und wieder gesagt, wie wichtig ein rhythmisch guter Beginn für ein gutes Ergebnis ist", stöhnte der Trainer. Sein Schützling Lutz verriet hinterher, daß er bis zum Startschuß genau wußte, was er tun sollte und auch getreulich tun wollte. Aber mit dem Knall zerstoben auch alle Vorsätze. Er ging so eilig los, daß er unterwegs bis zu 100 m Vorsprung vor dem Feld hatte. Nach 8000 m waren seine Kräfte erschöpft. Er wurde überholt, doch blieb sein Eifer nicht unbelohnt – Spartakiadesilber. Acht Wochen später stand der rastlose Lutz in der Mannschaft, die die DDR bei den Juniorentitelkämpfen in Paris vertrat. Dort wählte er eine klügere Taktik – und wurde Europameister!

*

Jürgen Straub, ein Spartakiadesieger, der wie Lutz – aber mit Erfolg – davongestürmt war, wurde ebenfalls von einem ehemaligen olympischen Silbermedaillengewinner betreut: Hans Grodotzki. Der hatte ihm vor dem 2000-m-Hindernis-Finale geraten: „Auf und davon – das schockiert die anderen!" Am letzten Wassergraben hörte er hinter sich einen Verfolger, den er aber mit letzter Energie noch abzuschütteln vermochte.

Zehn Jahre später stand er im olympischen 1500-m-Finale von Moskau, und sein taktischer Plan erinnerte an sein Spartakiadekonzept: Ein langer Spurt von der 800- bis zur 1500-m-Marke.

Im Feld waren mit den Briten Coe und Ovett die beiden weltbesten Mittelstreckler, und Jürgens Plan wurde noch dadurch durchkreuzt, daß ein zunächst führender Spanier plötzlich ausscherte und ihm die Spitze überließ. Jürgen schleppte das Feld um die Bahn, konzentrierte sich aber weiter auf seinen Plan – und stürmte 700 m vor dem Ziel los. Die anderen waren überrascht, Coe erreichte ihn noch, aber als Ovett ihn passieren wollte, parierte er mit letzter Kraft – so wie damals hinter dem Wassergraben in Berlin ...

Spartakiadegold und Olympiasilber!

*

Ein Novum bei den Ruderern in Grünau: Die Kampfrichter verzichteten auf ihre Boote, weil sie fürchteten, daß durch deren Wellen auf einigen Bahnen für die Jüngsten doch Gefahren entstehen könnten. Diese ungewöhnliche Entscheidung für das Finale fiel allerdings erst nach den mit hoher Disziplin geruderten Vorläufen.

*

Bei den Leichtathleten ward der erste Spartakiade-Hat-Trick registriert: Brigitte Ullmann aus Erfurt hatte 1966 – damals standen die 400 m noch nicht auf dem Programm – die 800 m der Schülerinnen gewonnen, 1968 über 400 m trium-

phiert und kam 1970 über die gleiche Distanz zur dritten Goldmedaille in ununterbrochener Reihenfolge.

*

Zehn Sportschützen hatten Quartier im modernen Feierabendheim „Martha Arendsee" in der Hans-Beimler-Straße bezogen. „Ruhige liebe Gäste, die auf uns Alte Rücksicht nehmen", verriet der 79jährige Hermann Tadeuszak einem Journalisten, „aber wir sind doch auch froh darüber, daß mal wieder so richtig Leben in unsere Bude kam."

*

Beim Vielseitigkeitsritt in Oranienburg war an einem Nachmittag Reaktionsvermögen und Einsatzbereitschaft besonders gefragt. Der 18jährige Ralf war auf „Rivale" zu dicht an den Wassergraben gekommen, und als das Pferd zu weit sprang, landeten beide in einem morastigen Tümpel. Ralf glitt aus dem Sattel, „Rivale" versuchte das Ufer zu erreichen. Als er dort Boden unter die Hufe bekommen wollte, geriet er immer tiefer in den Schlamm; bald war nur noch der Kopf über dem Wasser.

Trainer Heinz zog sich blitzschnell aus, watete bis zu dem angstschnaubenden Pferd, löste das Sattelzeug und versuchte „Rivale" ans Ufer zu führen. Aber die Vorderbeine steckten schon zu tief im Schlamm, und so blieb nichts anderes übrig, als hinabzutauchen, die Hufe anzuheben und ihn vom Ufer her an Land ziehen zu lassen.

Als das Pferd gerettet worden war, suchte der Trainer nach einem Gewässer, in dem er sich säubern konnte, und entdeckte entsetzt, daß seine Brille irgendwo im Schlamm steckengeblieben war.

Selten hat für den Spott zu sorgen, wer den Schaden hatte. Am Abend foppten sie ihn mit dem Hinweis: „Schönen Gruß vom Froschkönig, du kannst dir deine Brille abholen ..."

*

Das Schülerfinale im Fußball pfiff Schiedsrichter Rudi Glöckner. Fast auf die Stunde genau 35 Tage nachdem er im

Azteken-Stadion von Mexiko-Stadt das Endspiel um die Fußball-Weltmeisterschaft geleitet hatte.

Kommentar des Mannes in Schwarz nach dem Spiel in Berlin: „Endspiel ist Endspiel, da wird volle Konzentration verlangt."

*

Der erste Sieger bei den Leichtathleten hieß Hartmut, der den schon am Morgen auf dem Programm stehenden 5000-m-Lauf gewonnen hatte. Er hatte sich einen präzisen Zeitplan gemacht, der von der Startzeit 9 Uhr als „Nullzeit" ausging und sich mit dem Zeitplan eines Olympioniken durchaus vergleichen ließ. So sah der Beginn aus:

5.00 Uhr – Aufstehen
5.20 Uhr – 10 Minuten Waldlauf
5.30 Uhr – Frühstück: zwei Butterbrötchen, zwei Tassen Kakao, ein halber Liter Milch ...

IV. 1972 – Winter

Wieder Frühlingswetter in Oberhof – Schnee mußte aus „Reservekammern" herangefahren werden, 30 Fuhren allein für die Pionierschanze. Kampfrichter erforschten das Gelände um den Grenzadler – 100 Kilometer Laufleistung steckten in dem Wort „erforschen" –, um Ersatzstrecken für die Langläufer zu finden. Und nur da, wo man früher die größten Sorgen hatte, wenn es auf dem Kamm des Thüringer Waldes nicht kalt genug war, an der Rennschlittenbahn, sah man rundum gelassene Mienen: Oberhof verfügt neuerdings über eine der modernsten Kunsteisbahnen der Welt.

Als die Wettkämpfe begannen, mußte immer noch Schnee in Körben herangeschleppt werden, um die Aufsprunghöhe der Schanzen zu präparieren. Unter denen, die sich dabei plackten, sah man auch Spezialspringer Heinz Schmidt, der lange um einen Platz in der Olympiamann-

schaft gekämpft hatte. „Es wurde leider nichts", sagte er in Oberhof, „also mache ich mich hier nützlich."

*

Exakte Angaben über die höchste Erhebung des Kreises Anklam – ein namenloser Hügel – wären wohl nur Generalstabskarten zu entnehmen. Die Anklamer Sportlehrer jedenfalls schätzen ihn auf zwölf Meter. Mit einem dort trainierenden Quartett Langläufer kamen sie ins fast 900 Meter hohe Oberhof, chancenlos, aber es waren immerhin die vier Besten aus einer Schar von 500, die im Winter zuvor an nicht weniger als 13 Wettkämpfen an den Hängen des 12-m-Hügels teilgenommen hatten.

*

Zur Eröffnung der Berliner Eissportwettbewerbe sprach Monika Zernick den Eid. Schon zwei Jahre zuvor hatte sie drei Goldmedaillen bei der Spartakiade gewonnen. Am nächsten Morgen startete sie im ersten Paar der Eisschnelläuferinnen über 500 m und gewann – schneller läßt sich kein Schwur einlösen!

*

Vor der Spartakiade hatten die Deutschlehrer der Suhler Schulen das Aufsatzthema gestellt: „Die Spartakiade und ich." Ulf Lesser, 12 Jahre, aus Brotterode, schrieb: „Mein Ziel in diesem Jahr wird die Spartakiadeteilnahme sein. Um dieses Ziel zu erreichen, müssen wir noch viel Trainingsfleiß zeigen. Dabei darf die Schule nicht vernachlässigt werden. Ich nehme mir vor, so intensiv zu trainieren, wie es die Olympioniken unserer DDR-Mannschaft tun. Bei der Bezirksmeisterschaft werde ich versuchen, die Fahrkarte zur IV. Kinder- und Jugendspartakiade endgültig zu erkämpfen." Ulf schaffte es und wurde sogar Achter beim Spartakiadespringen.

*

Ein beflissener Statistiker errechnete, daß die Strecke, die sämtliche Eisschnelläufer der Spartakiade zurückzulegen hatten, 1099,5 km betrug, die Distanz etwa, die Rostock von Plauen trennt. Und er fügte dieser vierstelligen Zahl noch eine zweistellige hinzu: Aus 24 Gemeinschaften hatten sich Aktive qualifiziert, zwei Jahre zuvor war es nur ein Dutzend gewesen.

*

Als die so erfolgreiche DDR-Olympiamannschaft aus Sapporo heimkehrte, empfing man Reinhard Bredow vom erfolgreichen Rennschlittendoppelsitzer in seiner Heimatstadt Ilsenburg mit viel Trubel und Vergnügen. Den ansehnlichsten Blumenstrauß, den man ihm in die Arme drückte, reichte er unter großem Beifall allerdings sofort weiter – an den allerersten DDR-Meister auf dem Rennschlitten, Walter Feist. In der Oberhofer Juniorenstartliste fand sich Tage später auch ein Feist, Sigurd, Sohn des in Ilsenburg bei der Heimkehr der Olympiateilnehmer so gefeierten Veteranen.

*

Zweimal waren die Biathleten mit Skiern und Gewehren vergeblich am Start erschienen, die Wetterverhältnisse hatten zu Absagen gezwungen. Am vorletzten Tag wurde entschieden: Heute wird gestartet.

Als der Sprecher verkündete, daß noch knapp zehn Minuten bis zum ersten Läufer verblieben, lieh sich plötzlich ein Erwachsener bei den Suhlern in aller Eile Stiefel, Skier und Stöcke und lief in die noch freie Spur: Horst Koschka, einer aus der bronzenen Biathlonstaffel der DDR von Sapporo. Schon nach 30 m blieb er stehen, wandte sich um und rief seinen Freunden zu: „Ihr habt das richtige Wachs genommen."

Als er nach seiner Runde durchs Ziel kam, sagte er den Journalisten: „Gute Bedingungen!"

Am Ende hatten die Suhler alle drei Medaillen gewonnen.

Des Sapporo-Starters Kommentar: „Schließlich wußten sie auch, daß sie richtig gewachst hatten."

*

Ärger, Streit und Tränen im Lager der Dresdner Eisschnellläufer. Wolfram war eine ihrer größten Hoffnungen, aber als die Startzeit des 500-m-Laufes heranrückte, fand man ihn nirgends. Nach dem Reglement wurde er dreimal aufgerufen und sein Partner dann allein auf die Strecke geschickt.

Verschwitzt und aufgeregt erschien Wolfram Minuten später. Das Auto, mit dem er zur Eisschnellaufbahn gefahren worden war, hatte eine Panne.

Was sagen die Regeln in solchem Fall? Wer nach dreimaligem Aufruf nicht am Start erscheint, kann nicht mehr zugelassen werden.

So lernt man bei der Spartakiade auch die Härte der Regeln kennen.

*

Der Junioreneuropameister der Rennschlittenpiloten Bernd Hahn machte eine simple Rechnung auf: „Die Spartakiade ist ebenso hart wie eine Europameisterschaft, vielleicht noch härter. So habe ich es jedenfalls gelernt – 1968 war ich bei den A-Schülern 25., 1970 bei den Junioren Vierter, jetzt wurde ich mit 77 Hundertstelsekunden Vorsprung Junioreneuropameister, aber bei der Spartakiade fehlten mir 21 Hundertstelsekunden an der Goldmedaille!"

Europameister? Kein Garantieschein für Spartakiadesieg!

*

Für die Sieger des letzten Sprunglaufs der Spartakiade gab es keine Medaillen – Sondersprunglauf, offen für alle, vergleichbar der „Open-Kategorie" der Judokas, bei der sich Kämpfer aller Gewichtsklassen eintragen lassen können.

Für den Springerwettkampf der A-Jugend hatte man mit Gunter Schmieder einen Kombinierten der B-Jugend als Einspringer nominiert. Er schaffte 56,5 m, und diese „Vorsprin-

gerweite" wurde von keinem Medaillengewinner übertroffen.

Beim Sondersprunglauf kam er bis auf 58 m. Im zweiten Durchgang erzielte er mit 57 m wieder die größte Weite. Der 15jährige Kombinierte hatte sich als bester Springer der Spartakiade erwiesen – ohne eine Medaille für diesen Ruf zu bekommen.

*

IV. 1972 – Sommer

Am Freitagvormittag im Laskerstadion – zwanzig Volleyballplätze hinter- und nebeneinander! – wird beschlossen, aus den für die Organisation des Turniers bereitgestellten Mitteln eine Riesentüte Bonbons zu kaufen. Um dem Verdacht einer Unredlichkeit zu entgehen, wird eine Begründung zu Papier gebracht und zu den Akten gelegt, die besagt, daß diese Bonbons als Prämie für die Kinder gedacht sind, die rund um den Laskerplatz wohnen und jeden Abend erst nach Hause gehen, wenn der letzte Fetzen Papier eingesammelt ist.

24 Stunden später ein Problem, dem mit Bonbons nicht beizukommen ist: Der Himmel öffnet seine Schleusen. Ein „Regenplan" liegt bereit: Es wird in sieben Turnhallen weitergespielt. Der Umzug vollzieht sich mit U- und S-Bahn, und am Abend dieses vorletzten Turniertages stellt sich heraus, daß das Programm in keiner Weise durcheinandergeregnet worden war.

*

Friedhelm bekam zusammengerechnet mehr Beifall als alle anderen, obwohl er 'nur eine Bronzemedaille der Jugend-B-Judokas gewonnen hatte. Am Beginn seiner sportlichen Laufbahn hatte der drastische Rat seines Vaters gestanden: „Die Prügelei auf dem Schulhof hört auf!" So geriet

er zu den Judokas, bei denen er 1970 in der Kinderklasse die Goldmedaille gewann. Als er zu seiner zweiten Spartakiade reiste, meinte der Vater: „Bring irgendeine Medaille mit, damit sich die Goldene nicht einsam fühlt.“ Mit der bronzenen war dem Rechnung getragen, aber der größte Beifall für ihn erklang erst am letzten Tag – als er als Hauptdarsteller des neuen DEFA-Kinderfilms „Euch werd ich's zeigen!“ auf der Kinobühne stand.

*

Ein Sieger gab sich unübersehbar unzufrieden. Sein persönlicher Rekord im Kugelstoßen hatte 18,43 m betragen, und nun war er mit „nur“ 17,46 m zur Goldmedaille gelangt. Zwar mit 62 Zentimetern Vorsprung vor dem Silbermedaillengewinner, aber er war eben unzufrieden und begründete das mit den Worten: „Ich hatte mir mehr vorgenommen!“

Vier Jahre später sah er zufriedener drein – als Olympiasieger im Kugelstoßen in Montreal: Udo Beyer.

*

Die insgesamt 89 Schwimmentscheidungen wurden an fünf Tagen in drei 50-m-Becken ausgetragen. Zum Vergleich: Bei Olympischen Spielen stehen für 29 Entscheidungen neun Tage zur Verfügung.

*

In der Zeit, die immer verbleibt, wenn am Ziel auf die zurückkehrenden Straßenfahrer gewartet wird, plauderte Übungsleiter Günter von Lok Torgelow – Beruf Reparaturschlosser – über die Probleme, die so zu bewältigen sind, noch ehe die Schützlinge überhaupt am Start sind. Er hatte in seiner Vierermannschaft Schwierigkeiten mit einem der Jungen – Dietmar. Begeisterter Rennfahrer, aber kein sonderlich guter Schüler. Die Eltern konsultierten die Klassenlehrerin, ob Dietmar die Schule nicht doch schon nach der achten Klasse verlassen sollte. Die Pädagogin dachte nach und schlug vor: „Fragen wir den Übungsleiter.“

Günter wurde also hinzugezogen und riet: „Auf jeden Fall bis zur Zehnten!" Und er wußte auch, wie man Dietmar dafür gewinnen könnte: „Wenn er schlechte Arbeiten in der Schule liefert, werde ich ihn vom Training nach Hause schikken."

Dietmar kam künftig besser voran. Reparaturschlosser Günter war gerade mit seiner Geschichte am Ende, als er durch die letzte Zwischenzeit erfuhr, daß sein Vierer auf dem besten Wege zum Spartakiadegold war – mit Dietmar.

*

Zu den Olympiakämpfern, die ihre Schützlinge in Berlin hatten, gehörte auch Ingrid Gulbin (dreimal Gold und einmal Silber im Wasserspringen in Rom und Tokio). Jeden Abend brachte sie die Mädchen und Jungen in ihre Quartiere, aber eines Tages, als sie – bis auf ein Mädchen – alle abgeliefert hatte, machte sie eine bestürzende Entdeckung: Der Kleinen standen die Tränen in den Augen.

„Und wenn ich es morgen nun doch nicht schaffe, Frau Gulbin?" schluchzte sie.

Ingrid strich ihr beruhigend über das Haar, stieg mit ihr die Treppen zu den Quartiereltern hinauf, wartete, bis sie in ihr Bett geschlüpft war und wünschte ihr eine gute Nacht.

Keine Spur mehr von Tränen.

Als sich Ingrid dann auf den Weg nach Hause machte, beschlich sie Sorge. Wie, wenn die anderen, von ähnlichen Zweifeln geplagt, nicht einschliefen? Wie, wenn sie alle von ihr dächten, daß sie keine gute Trainerin wäre, weil sie sie allein ließ?

Sie hockte sich in eine Berliner Eckkneipe, trank eine Tasse Kaffee und entschloß sich zu einem zweiten Rundgang, mehr einem Kontrollgang. Von einem Quartier zum anderen zog sie durch den späten Abend, überall erkundend, ob die Schützlinge auch schon schliefen. Als sie endlich nach Hause kam, blieb nur noch eine gute Stunde bis zum Anbruch des nächsten Spartakiadetages.

*

Im Schwimmstadion wurden zwei Elfjährige zu einem ungewöhnlichen Rennen aufgerufen. Beide hatten auf der 100-m-Bruststrecke im Vorlauf 1:30,0 benötigt, die Zeit, mit der man Achter wurde. Die Schiedsrichter aber wollten partout herausfinden, wer von beiden tatsächlich Achter sei, und ließen die beiden zum Entscheidungslauf antreten. Es wurde eines der dramatischsten Rennen dieses Tages: Nach 1:29,9 min schlugen beide an. Sechs Zielrichter wurden befragt, wen von beiden sie vorn gesehen hatten. Drei gaben dem einen Rang eins, drei dem anderen. Der Schiedsrichter hatte das letzte Wort: „Sieger auf Bahn 5 – Uwe K." Aber niemand war sehr überzeugt davon, daß er der „echte" Achte war ...

*

Helmut R., Übungsleiter der Segler von Motor Warnowwerft, feierte seinen 50. Geburtstag in Berlin. Die Festgäste waren alles „Halbwüchsige", aber er fand das herrlich: „In solcher Runde fühlt man sich wie zweimal 25!"

Sohn Harald, einer aus der Rostocker Seglerschar, hatte ihm als erster am frühen Morgen gratuliert, mit einem Blumenstrauß und einem Zweiglein „Vorschußlorbeer": „Am Sonntag schenke ich dir die Goldmedaille dazu!"

Daraus wurde nichts, denn Harald kam nicht einmal unter die ersten Sechs. Aber Papa Übungsleiter war darob nicht böse, zumal er als höchst sachkundiger Segler den Spartakiadesieger bewunderte. Vier Jahre später bewunderte ihn die Seglerwelt ebenso – als er im kanadischen Kingston die Goldmedaille im Finn-Dinghi gewann: Jürgen Schümann.

*

Peter K. wurde von seinem Trainer auf eine Weise aus dem Schlaf gerissen, die ihn glauben ließ, er träume: „Steh auf, mach dich fertig, du startest im dritten Zwischenlauf."

Ruderer Peter mochte das nicht glauben, denn tags zuvor war er mit einer Streckenmarkierung kollidiert und ins Wasser gestürzt, womit seine Spartakiadehoffnungen jäh zunichte gemacht wurden.

Am nächsten Morgen entschied die Rechtskommission: „Als fünftes Boot darf zusätzlich Nummer 17 seine Chance im Zwischenlauf wahrnehmen."

Peter gewann den Zwischenlauf und versicherte seinen Freunden im Ziel: „Jetzt steuere ich Gold an!"

Das schaffte er dann ebensowenig wie Segler Harald, aber immerhin wird er wohl sein Leben lang den Morgen nicht vergessen, an dem er geweckt wurde und sicher war, zu träumen.

*

Den bewundernswertesten aller Übungsleiter traf man beim Ringen: Erich Rochler, 76 Jahre alt, Freund und Kampfgefährte Werner Seelenbinders, Kommunist, der auch in den schweren Jahren des Faschismus den Kampf nie aufgab.

Als er schon 66 Jahre alt war, hielt er sich keineswegs für zu alt, um noch eine Sektion zu gründen – eine Sektion Ringen in der Schulsportgemeinschaft Bohnsdorf.

Das liest sich hier ein wenig geradewegs, das Leben schlägt da bekanntlich kleine Haken ...

Eines Tages hatte der Schulleiter Erich Rochler inständig darum gebeten, eine Stunde mit einem Vortrag auszufüllen, eine Stunde, die sonst hätte ausfallen müssen und den Kindern einen Vormittag zerrissen hätte. Er sagte zu, kam und sprach über Werner Seelenbinder und – unausbleiblich – auch über dessen Hüftzug, mit dem er viele berühmte Gegner bezwungen hatte.

Ein Steppke wollte Genaueres über solchen Hüftzug wissen. Rochler bat ihn nach vorn, um diesen an ihm zu demonstrieren.

Als der Schulleiter einen Blick durch die Tür warf, weil er sehen wollte, wie der 66jährige mit den Neunjährigen zu Rande kam, übte die ganze Klasse den Hüftzug. Das war die Geburtsstunde der neuen Sektion.

Mit vier Schützlingen war Erich Rochler zehn Jahre später zum Spartakiadefinale gekommen. Seine größte Hoffnung,

der kleine Bodo, lag im alles entscheidenden Kampf eine Minute vor Schluß mit 8:7 Punkten in Front. Aber dann geriet er in einen Griff seines Gegners und wurde geschultert. Statt der Medaille blieb nur der sechste Rang.

Der Veteranen-Übungsleiter nahm es gelassen und tröstete seinen Schützling: „Nun haben wir wieder etwas gelernt. Man darf auf der Matte bis zur letzten Sekunde nicht schlafen!"

Unter Rochlers Schützlingen waren übrigens nicht nur Ringer, die später eindrucksvolle Triumphe feierten, sondern auch andere „Größen": So ein Silbermedaillengewinner der Spartakiade, der eines Tages zur Sonderschule für Mathematik überwechselte. Sein Studium absolvierte er an der Moskauer Lomonossow-Universität.

Er hatte die Zahlen noch besser im Griff als die Mattengegner.

*

Der Begründer der modernen Olympischen Spiele, Baron de Coubertin, schrieb in seinen Erinnerungen an die Spiele des Jahres 1912 in Stockholm: „Ein Rekord. Eine Schwedin, Frau Wersall, hatte sechs Söhne bei den Spielen. Die Jüngsten halfen als boyscout mit, Ordnung zu halten, und besorgten Botendienste. Mutet das nicht wahrhaft antik an? Das IOC verlieh ihr die olympische Medaille."

Bei den Rollschnellaufwettbewerben der Spartakiade in der Griechischen Allee leitete Eberhard G. das Wettkampfgericht, seine Frau Gerda wirkte im Rechenbüro, die 21jährige Tochter Dagmar – einst selbst Spartakiadesiegerin – amtierte in der Wettkampfleitung, und Sohn Peter startete in der Kategorie männliche Jugend A.

Das hätte Coubertin mit Sicherheit genauso imponiert wie Frau Wersall und ihre Söhne.

*

Es wurde ermittelt: Elke L., die bei den Leichtathleten über 60 m und 100 m startete, war die erste Aktive aus Kremmen,

einer Gemeinde im Bezirk Potsdam, die an einer zentralen Spartakiade teilnahm. Auch wenn sie ohne Medaille heimkehrte: Bürgermeister, Gemeinderat, LPG-Vorstand, Schulleitung und die Betriebssportgemeinschaft Traktor waren stolz auf ihre kleine Berlinfahrerin.

V. 1975 – Winter

Johanngeorgenstadt, Schauplatz der Skiwettbewerbe, ist eine Stadt mit langer Wintersporttradition. Zum Auftakt kam ein Gruß aus nördlicher Ferne: Der Norweger Birger Ruud, erfolgreichster Skispringer aller Zeiten – Olympiasieger 1932 und 1936, Olympiadritter 1948 –, erinnerte sich der frühen dreißiger Jahre, die er in Johanngeorgenstadt verbracht hatte und schrieb: „Damals, als ich dort lebte, stand in Johanngeorgenstadt eine der größten Schanzen. Ich erinnere mich noch genau eines 76,5-m-Sprungs, der mir dort gelang. Das war im Jahre 1932 noch eine von vielen bewunderte Weite. Inzwischen sind neue Springergenerationen herangewachsen, die ganz andere Weiten meistern. Ich möchte den Teilnehmern der Spartakiade meine besten Wünsche übermitteln und auch den Rat, nie aufzustecken. Viel Erfolg!"

*

Den 5-km-Langlauf der 14jährigen gewann Heiko aus Bad Salzungen. Die übliche Journalistenfrage im Ziel nach seinem Vorbild beantwortete er mit „Gerhard Grimmer".

„Schon mal mit ihm gesprochen?" lautete die nächste Frage. Heiko schüttelte den Kopf: „Laufen habe ich ihn gesehen, aber richtig gesprochen mit ihm noch nie!"

Der Journalist sah nun seinen Ehrgeiz darin, eine Telefonverbindung zwischen dem Spartakiadesieger und dem Weltmeister herzustellen. Am Nachmittag kam sie zustande. Grimmer gratulierte, und Heiko hatte eine Frage: „Am Freitag muß ich noch die sieben Kilometer laufen und habe ein Problem: An den Steigungen büße ich immer Zeit ein, was könnte ich dagegen tun?"

Gerhard Grimmer: „Du mußt dir Mühe geben, den Anstieg nicht aus vollem Tempo anzugehen, sondern ihn möglichst gleichmäßig von unten bis oben zu laufen."

Heiko, ermuntert durch die Antwort, stellte noch eine zweite Frage: „Und vor dem Start bin ich immer so nervös, wissen Sie dagegen etwas?"

Gerhard Grimmer: „Das ist schon schwieriger. Das wichtigste ist, daß man sich von seiner Umgebung nicht aus der Ruhe bringen läßt. Denk an irgendwas ganz Normales, zum Beispiel an zu Hause, deine Eltern, deine Geschwister. Und achte darauf, daß du mit dem richtigen Rhythmus beginnst."

*

Mit Syke hatte Johanngeorgenstadt eine talentierte Rennschlittenfahrerin für die Spartakiade aufzubieten, aber als 11jährige war sie noch zu jung. Damit sie nicht, traurig und niedergeschlagen, unter den Zuschauern verweilen muß, erteilte man ihr den Pionierauftrag, den Langläufern im Ziel am Henneberg warmen Tee auszuschenken.

*

Schülern aus Atterode steht kein Schulbus zur Verfügung, obwohl das Dorf vier Kilometer von Bad Liebenstein entfernt liegt. Um zu verstehen, warum kein Bus dorthin verkehrt, muß man wissen, daß es nur zehn Einwohner zählt, die täglich die vier Kilometer zwischen Atterode und Bad Liebenstein zweimal zurückzulegen haben. Im Sommer mit dem Fahrrad, im Winter auf Skiern.

„Jedes Mal nahm ich mir vor, die Strecke in kürzerer Zeit zu schaffen", beschrieb sie ihr winterliches „Schullauftraining", zu dem ihr übrigens ein Mädchen aus dem übernächsten Haus – zwei Kilometer entfernt – geraten hatte: Sigrun Krause, Mitglied der Silberstaffel bei den Skiweltmeisterschaften 1974.

Als 13jährige feierte Katja ihren Spartakiadesieg. Einen Bürgermeister hat Atterode zwar nicht, aber eine Spartakiadesiegerin!

*

Beim Staffelrennen am Schlußtag gab es einen Rekord, bevor noch die ersten Läufer davonstürmten: 60 Staffeln mit 240 Läuferinnen und Läufern!

Auch bei den Mädchen stand das uralte Duell zwischen dem Thüringer Wald und dem Erzgebirge wieder auf dem Programm. Bei den 17jährigen wechselte Suhl mit einer Viertelminute Vorsprung vor Karl-Marx-Stadt, aber als die Verfolgungsjagd in ihr entscheidendes Stadium trat, brach der Karl-Marx-Städterin der Skistock, und alles schien entschieden. Ein Suhler Trainer eilte zu Hilfe. Als die Mädchen aus dem Thüringer Wald dann doch gewannen, war es ein doppelter Triumph, denn die Geste des Trainers war durchaus medaillenwürdig gewesen.

*

Bei den Skispringern sah man viel unzufriedene Gesichter, vor allem unter den Trainern. Die meisten Bewerber um die Medaillen schafften nur einen guten Sprung und verpatzten den zweiten völlig. Nur einer war dabei, der zweimal über die 70-m-Marke kam und trotz der strengen Bewertung durch die Kampfrichter einen sicheren Sieg errang. Sein Trainer, Herbert Leonhardt, erster Meister der DDR im Spezialsprunglauf, sah denn auch zufrieden drein.

Drei Jahre später gaben Kampfrichter dem gleichen Jungen in Finnland dreimal die Haltungsnote 19,5, hatten mithin nur ein halbes Pünktchen Abstand zum Idealsprung festgestellt. So wurde der Spartakiadesieger Weltmeister – Matthias Buse.

*

V. 1975 – Sommer

Der Leiter der Leichtathletikmannschaft des Bezirkes Suhl hatte daheim eine große Feier um eine Woche verlegen lassen müssen, ehe er in den Sonderzug nach Berlin gestiegen war – die Silberhochzeit!

Als man ihn befragte, ob seine Frau keine Einwände gehabt hätte, schüttelte er den Kopf: „Ich bin über zwanzig Jahre im Sport tätig. Sie hat sich inzwischen daran gewöhnt, daß man die Termine koordinieren muß."

*

Trainer Eberhard aus Hoyerswerda hatte für Heidrun, die im Fünfkampf der A-Mädchen startete, eine „Spezialtabelle" ausgearbeitet: Eine Achterbahnfahrt im Kulturpark Berlin bei Bronze, zwei Fahrten bei Silber und „So oft du willst" bei Gold.

Es ist nicht überliefert, wie oft Heidrun fuhr – nur, daß sie gewonnen hat.

*

Viel Jubel im Schwimmstadion, als der Sprecher ein Telegramm aus Cali, dem Schauplatz der Schwimmweltmeisterschaften im fernen Kolumbien, verlas: „Wir sind in Gedanken bei Euch, genauso wie Ihr unsere Resultate bei den Weltmeisterschaften verfolgen werdet. Denn wir wissen: In Cali und in Berlin kämpfen wir zu Ehren unserer sozialistischen Deutschen Demokratischen Republik."

*

Der Instandhaltungsmechanikerlehrling Michael aus dem Gaskombinat Schwarze Pumpe hatte sich schon auf eine Auslandsreise gefreut und darüber den Ärger, die Spartakiadenorm nicht geschafft zu haben, fast vergessen, als ihm Anfang Juli mit dem KK-Standardgewehr doch noch eine Ringzahl glückte, die die Fahrkarte nach Berlin sicherte.

„Da gab es für mich kein Zögern. Ins Ausland kann ich noch oft genug fahren, aber an der Spartakiade nur einmal teilnehmen!"

So fuhr er nach Berlin und kehrte zufrieden zurück – obwohl er keine Medaille mitbrachte.

*

Am Mittag war durchaus nicht klar, ob die neunte Bahn im dritten 100-m-Vorlauf frei bleiben würde oder nicht. Der für diese Bahn Ausgeloste hatte sich nämlich leicht verletzt. Die Ärzte waren sich zunächst nicht einig, ließen ihn dann aber ins Stadion ziehen.

Als der Starter sein erstes Kommando rief, hockte der 17jährige Eugen Ray in den Blöcken. Er siegte mühelos. Im Finale schaffte er famose 10,51 s und hatte damit 0,21 s Vorsprung vor dem Zweiten – ein Spartakiadesieg mit Hochglanz.

„Ich hatte mich auf den Spartakiadewettkampf ganz besonders gefreut", erzählte er nach seinem Berliner Sieg, „wenn ich gegen die Männer renne, muß ich jedesmal das Letzte geben. Hier konnte ich einmal locker laufen. Deshalb habe ich mich auch so gefreut, als man mir den Start erlaubte. Und schließlich wollte ich auch für mein Leben gern diese Spartakiadegoldmedaille."

*

Am ersten Tag der Schwimmwettkämpfe erhielt die elfjährige Berlinerin Simone eine ganz besondere Medaille überreicht – die 1000. in der Geschichte der Spartakiadeschwimmwettkämpfe!

Am fünften Tag umlagerten die Fotografen eine elfjährige Rostockerin. Achtmal war sie an den Start gegangen, achtmal hatte sie das Finale erreicht und siebenmal eine Goldmedaille erkämpft.

„Mit zwei Siegen hatte ich ja gerechnet, aber sieben – niemals", gestand sie hinterher. Auch ihren größten Wunsch verriet sie: „1980 einen Platz in der Olympiamannschaft erkämpfen, die nach Moskau fährt."

Das schaffte sie und gewann auch dort Gold: Karen Metschuck.

*

Obwohl im Handball logischerweise keine Rekorde geführt werden, konnte der 18jährige Hans-Georg Beyer doch

auf einen verweisen: Innerhalb von 105 Tagen hatte er im Finale des Europapokals und im Finale der Spartakiade für Frankfurt (Oder) wichtige Tore erzielt. Gegen die Jugoslawen aus Banja Luka hatte man ihn in der letzten Phase eingesetzt, und er hatte das Vertrauen gerechtfertigt. Bei der Spartakiade steuerte er zum 18:16-Sieg seiner Mannschaft fünf Tore bei.

*

Am Ortsausgang von Körbiskrug, im Süden der Hauptstadt, waren die elektronischen Uhren montiert, die die Zeiten der Verermannschaften registrierten. Die Frankfurter kamen nur zu dritt ins Ziel, und der dritte hatte obendrein seine liebe Not, dem Tempo der anderen zu folgen, aber die Zeit dieses dritten war es, die die Uhren stoppten. Er wußte das sehr genau, und man spürte, daß er das Letzte aus sich herausholte. Als die Automaten ihre Ziffern auf die Papierstreifen druckten, ergab sich, daß das Frankfurter gegen das Berliner Quartett mit acht Hundertstelsekunden Vorsprung gewonnen hatte.

„Das war mein letzter Tritt", kommentierte Thomas, der dritte, amüsiert und stolz das Resultat.

*

Irmgard Fritsch konnte sich noch gut an den Nachmittag im Berliner Jahn-Stadion erinnern, obwohl er immerhin schon 22 Jahre zurücklag: „Der Trainer hatte uns eingehämmert, daß wir jedes Risiko wagen und nicht etwa auf Sicherheit wechseln sollten. Wir aber dachten: Nur keinen Wechsel verpatzen! und wurden dann nur Dritte. Dabei hätten wir gut und gerne Zweite werden können." Die Erinnerung galt dem Frauen-Staffelfinale der Weltfestspiele 1951, das von der UdSSR in 48,3 s vor Ungarn (48,5 s) und dem DDR-Quartett (48,7 s) gewonnen worden war.

Die Schlußläuferin von damals war mit einer starken B-Jugend-Staffel aus Leipzig zur Spartakiade gekommen. Schon im Vorlauf gelang Angelika, Kerstin, Simone und Silvia ein

neuer DDR-Rekord, 47,47 s – eine Sekunde schneller als das Quartett, in der die Trainerin gelaufen war.

Irmgard beschwor die Mädchen vor dem Zwischenlauf, das Gegenteil von dem zu tun, was sie selbst vor 22 Jahren tun sollte: Sicher wechseln, um in den Endlauf zu kommen! Schon beim ersten Wechsel waren die guten Ratschläge wie weggeblasen: Kerstin rannte zu früh los, kam nicht mehr vor der Wechselmarke zum Stehen, und in Sekundenbruchteilen war alles verloren – Disqualifikation!

Selbst den Rekord verloren die Leipzigerinnen noch an die Berlinerinnen mit 47,18 s. Im Leipziger Block floß manche Träne.

Irmgard Fritsch: „Alle Generationen zahlen Lehrgeld!"

VI. 1977 – Winter

Wieder hatte der Frühling ein unerwünschtes Vorauskommando nach Oberhof entsandt – Tauwetter rund um die Uhr. Dennoch: Diesmal sollte eine Absage nicht in Frage kommen!

400 Lastwagenfuhren Schnee wurden herangefahren, allein um die Oberhofer Schanzenhänge weiß zu „tapezieren", rund 200 Wagenladungen schwemmte der Regen wieder davon, aber als nach dem Programm die Nordische Kombination beginnen sollte, konnte man meinen, die Kampfrichter hätten sich nach dem Zeitzeichen im Radio gerichtet, so pünktlich wurde der erste Springer in die Luke gerufen.

*

Gerhard Grimmer, inzwischen nicht mehr aktiv, hatte gerade angesichts der Wetterkapriolen eine ungemein wichtige Funktion übernommen: Leiter des Wachskommandos der Langlaufmannschaft des Bezirks Suhl. Er selbst dazu: „Ich bin so manches Mal hier auf dem Beerberg um Autogramme gebeten worden, heute gebe ich meine Auto-

gramme ins Wachs." Zum Beweis hob er lachend seine völlig verschmierten Hände in die Höhe.

Zuvor war er einen Teil der Strecke selbst abgelaufen und hatte sich vergewissert, daß die Struktur des körnigen Altschnees überall gleichbleibend war, was die Probleme bei der Wachswahl erleichterte und nur die Frage aufwarf, wie stark er aufgetragen werden mußte.

Von einem seiner Schützlinge, dem er eben das Brett präpariert hatte, wollte ein Journalist wissen, ob er sich je habe träumen lassen, daß ein Doppelweltmeister eines Tages seine Skier wachsen werde.

Olaf, 13jährig, aus Stützerbach darauf: „Warum nicht? Ich habe so viel Gutes von Gerhard Grimmer gehört, daß mir seine Hilfe hier bei der Spartakiade so überraschend nicht kommt."

*

Beate hatte eine lange Reise und nur kurzen Schlaf: Ein Schneesturm in Moskau hatte den Start der Maschine aus Ulan-Bator nach Berlin verzögert. Dennoch stand die 16jährige Erfurterin, nicht ausgeschlafen, aber pünktlich um 7 Uhr auf der Berliner Eisschnellaufbahn und begab sich auf ein paar Aufwärmrunden. Dann verschwand sie, um ihre Kufen zu schleifen. „Das mache ich nämlich selbst", sagte sie mit Nachdruck.

Mit einer Zeit von 45,41 s stand sie um 8.15 Uhr als erste Siegerin fest. Zwei Stunden später hielt sie ihre zweite Goldmedaille in der Hand, nachdem sie die 1500 m in neuer Rekordzeit gewonnen hatte.

*

Die achtjährige Peggy, Eiskunstläuferin aus Berlin, hatte ein ungewöhnliches Motiv, sich eine Medaille zu erkämpfen: „Wenn ich unter die ersten Drei komme, dachte ich mir, steht es bestimmt in der Zeitung, und da erfährt es meine Mutti am schnellsten. Die arbeitet nämlich an der Drushba-Trasse."

*

Rekord für Ulf Mademann – zum fünften Mal bei einer Spartakiade! 1970 und 1972 hatte er als Rollschnelläufer sein Glück versucht, war aber ohne Medaillen geblieben. Dann gehörte er zu dem Quartett, das aus Anklam zu den Skiwettkämpfen nach Oberhof gekommen war.

„Ich wurde über 3 km Letzter, über 5 km Letzter, und schließlich wurde unsere Staffel natürlich auch Letzter", erinnerte er sich sehr genau dieser Expedition.

Dann vertauschte er die Skier mit den Schnellaufschlittschuhen, und schon 1975 fehlte ihm nicht viel an einer Medaille. 1977 konnte er endlich triumphieren: Siege über 500 m und 1 500 m und schließlich auch noch im Mehrkampf – dreimal Gold beim fünften Anlauf.

*

Als die Doppelsitzerrennen auf der Oberhofer Rennschlittenbahn gestartet werden sollten, rief der Sprecher zunächst vergeblich nach den beiden Oberbärenburgern Heiko und Olaf. Als sie endlich angerannt kamen, klärte sich ihre Verspätung schnell auf. „Wir haben in unserer BSG nur einen Doppelschlitten, und die Kleineren haben so lange gebraucht, ehe sie ihn wieder nach oben gebracht haben."

Der Starter hatte ein Einsehen: „Ruht euch noch einen Augenblick aus, und dann geht's los!"

*

VI. 1977 – Sommer

Elf Jahre vorher hatte sie bei der ersten Spartakiade Tränen vergossen. Im Fünfkampf der weiblichen B-Jugend war sie zwar zur Bronzemedaille gekommen und hatte dabei 1,52 m übersprungen, zwei Tage später aber, als der Hochsprung auf dem Programm stand, scheiterte sie schon an der Qualifikationshöhe von 1,44 m.

Inzwischen war die Tränenflut von damals vergessen und das schüchterne blonde Mädchen eine berühmte Athletin

geworden – Burglinde Pollak. Sie hatte sich sogar den Ruf einer Weltrekordlerin gesichert, die nie mehr entthront werden kann, weil sie die absolut höchste Fünfkampfpunktzahl erzielt hatte, bevor der 200-m-Lauf durch den 800-m-Lauf ersetzt wurde.

Als sie sich im Sommer 1977 entschloß, noch einen Versuch mit dem neuen Fünfkampf zu starten, nahm sie zunächst – Urlaub. Zwei Tage, um in die Feststadt Leipzig zu fahren und dort Heide Förster, einem Mädchen aus ihrer Trainingsgruppe, im Spartakiadefünfkampf zur Seite zu stehen. Wie die Riegen der Mehrkämpferinnen zog sie – nur durch die Barriere von ihnen getrennt – von einer Ecke des Stadions in die andere. Als Heide im strömenden Regen, völlig ausgepumpt das 800-m-Ziel erreichte und bangte, daß ihre schlechte Laufzeit sie um die erhoffte Bronzemedaille gebracht haben könnte, betätigte sich Burglinde als „Seelenmasseuse" und tröstete sie bis zu dem Augenblick, da der Stadionsprecher ihren dritten Platz mit neuer persönlicher Bestleistung bestätigte.

„Ich weiß, wie bitter solche Augenblicke sein können", erinnerte sich Burglinde.

*

Wie in Oberhof war auch in Leipzig mit der Spartakiade die festliche Eröffnung eines Museums verbunden. Unter der Thüringenschanze in Oberhof konnte man Skier von den ersten DDR-Wintersportmeisterschaften 1949, den Zweierbob des Olympiasiegers Meinhard Nehmer und die Startnummer von Dieter Speer mit dem Autogramm Alexander Tichonows – der sowjetische Biathlonstaffel-Olympiasieg 1972 in Sapporo war bekanntlich dank der freundschaftlichen Hilfe des DDR-Sportlers zustande gekommen – bewundern. In dem neuen Museum auf der Dammkrone des Leipziger Zentralstadions entdeckten die Spartakiadeteilnehmer Turngeräte aus dem vorigen Jahrhundert, Dokumente der Arbeitersportbewegung – darunter die Siegerurkunde Werner Seelenbinders vom Wiener Arbeiter-Turn- und Sportfest 1926 –, die

Spikes der ersten Weltrekordläuferin der DDR, Ulla Donath, die Startnummer des ersten DDR-Olympiamedaillengewinners Harry Glaß und ein Kostüm der Eiskunstlaufweltmeisterin Gabriele Seyfert.

*

Der Regen zwang die Leichtathleten zu einem spektakulären und in der Sporthistorie ziemlich beispiellosen „Ausflug“. Weil die Aschenbahn im Leipziger Stadion des Friedens völlig aufgeweicht war, entschloß man sich, die Spartakiadeleichtathleten mit zwei Sonderzügen nach Halle zu fahren und dort das Programm des zweiten Tages auszutragen. Auf die Minute genau hatten sie dort begonnen, und am Abend war die große Familie wieder nach Leipzig zurückgekehrt. Am dritten, wieder trockenen Tag konnte man im Stadion des Friedens weitermachen.

*

Von den Radsportlern wurde zum ersten Mal eine ungewöhnliche Qualifikation gefordert: Vor Beginn der Wettkämpfe mußten die Teilnehmer einen Vierkampf absolvieren, der über ihre athletische Kondition Aufschluß geben sollte. Die Werte eines 200-m-Sprints, eines 2000-m-Fahrens, eines 3000-m-Laufs und eines Kraftsportdreikampfs wurden in Punkte umgerechnet. Nur wer auf mindestens 2160 Zähler kam, durfte sein Rad an den Start seiner Spartakiadedisziplin schieben.

Das Ergebnis überraschte viele: Von den 150 mußten 60 ausscheiden. Nur der Bezirk Frankfurt brachte alle acht Teilnehmer in die „Spartakiaderunde.“

*

Bei den Schwimmern wurden nicht weniger als zwölf Altersklassenrekorde zu Protokoll genommen. Jane Lang, 15 Jahre alt, aus Berlin hatte die 400 m Freistil in beachtlichen 4:26,0 min absolviert, und das hätte neun Jahre zuvor bei den Olympischen Sommerspielen in Mexiko-Stadt ge-

reicht, um ihr die Goldmedaille einzutragen. Bei der Spartakiade aber hätte sie mehr als eine Viertelminute schneller schwimmen müssen, um auch in den Besitz des Rekords ihrer Altersklasse auf dieser Strecke zu gelangen.

Das „Geheimnis“ dieses Rekords: Er war von der 15jährigen Petra Thümer ein Jahr zuvor in Montreal aufgestellt worden, mit Olympiasieg und einem Triumph über die US-amerikanische Favoritin Shirley Babashoff verbunden.

*

Nicht nur Rekorde, sondern auch Heiterkeit bei den Schwimmern. Auf der Freistilstrecke gewann Jens Gregor – Sohn des Olympiateilnehmers aus den Gründerjahren des DDR-Schwimmsports Horst-Günter Gregor – programmgemäß seine dritte Goldmedaille, aber der Dritte, Uwe Ampler, Sohn des Friedensfahrtsiegers von 1963, wendete am Ende dieser Marathondistanz unverdrossen und nahm die nächste Bahn in Angriff. Erst als ihn ein Wenderichter nach weiteren 50 m am Bein zu fassen bekam, stieg er aus dem Wasser.

„Ausdauer wie sein Vater, der fuhr auch immer noch, wenn wir schon hofften, daß es zu Ende sei“, flachste einer auf der Tribüne. Uwe Ampler sagte übrigens dem Wasser bald Valet und stieg in den Rennsattel, in dem sein Vater so viele große Erfolge errungen hatte – wurde Juniorenweltmeister!

VII. 1979 – Winter

Einst hatte er als „schwarze Maske“ für Schlagzeilen von Stockholm bis Mailand gesorgt – Eishockeytorwart Klaus Hirche war damals auf die Idee gekommen, seinen Plastikgesichtsschutz schwarz zu lackieren –, nun kümmert er sich um die jüngsten Eishockeyspieler in Weißwasser. Die Siegermannschaft „Weiß“ nannte er die verdienten Sieger der Kreisspartakiade.

Die Zeiten, da in Weißwasser nur Eishockey gespielt wird,

gehören lange der Vergangenheit an: 60 Eisschnelläuferinnen und -läufer kämpften ebenfalls um Medaillen.

Aber da wird auch noch Eishockey gespielt.

*

In Annaberg-Buchholz wurden bei der Kreisspartakiade 1 379 Aktive in sechs Sportarten gezählt. 575 allein in den Langläufen. Aber die Organisatoren waren unzufrieden: „Nur 14 Teilnehmer in der Nordischen Kombination – das ist zuwenig!"

Viele Länder in der Welt wären froh, wenn sich bei ihnen noch 14 Aktive zur Meisterschaft in der Nordischen Kombination einfinden würden ...

*

95 Skispringer hatten sich in Mengersgereuth-Hämmern, wo der Kreis Sonneberg seine Spartakiade feierte, in die Startlisten eintragen lassen. 247 Privatquartiere waren in dem kleinen Ort zusammengekommen, um die Gäste aus Haselbach, Rauenstein, Judenbach und Hasenthal nicht abends wieder nach Hause schicken zu müseen.

95 Skispringer – zum Vergleich: Bei den Olympischen Spielen in Lake Placid hatten sich 50 eingefunden ...

*

Der Kreis Saalfeld blieb bei der Tradition, seine Spartakiade außerhalb der Kreisgrenzen in Piesau auszutragen. Die Gründe? Vor allem einer: Die Gastfreundschaft der Piesauer, die wie immer alle Wettkämpfer, Betreuer und Kampfrichter in behagliche Privatquartiere eingewiesen hatten. Es könnte sein, Piesau gerät eines Tages „ehrenhalber" zum Kreis Saalfeld.

*

Beim Skilanglauf in Oberwiesenthal gab es erstmals „Haltungsnoten": Die Rennen auf der kurzen Distanz waren mit einer Vielseitigkeitsprüfung verbunden – Schlittschuh-

schritt, Durchfahrt eines Wellen- und Muldengeländes, Lauf durch sieben Stangentore, Grätenschritt und auf einem gekennzeichneten Streckenabschnitt einwandfreier Doppelstockschub. Alles in allem sieben „Sonderprüfungen", und an jedem Kontrollpunkt standen Kampfrichter, die ihre Noten gaben. 30 bis 60 Sekunden „Strafzeit" konnten der Laufzeit für ungenügende Technik zugeschlagen werden.

Warum das? Weil die Erfahrungen ergeben hatten, daß manche Übungsleiter nur mehr den Tageserfolg gesehen und darüber das Abc des Skilaufens vergessen hatten.

*

VII. 1979 – Sommer

„Hinter" den 14jährigen Kugelstoßern lieferten sich zwei frühere Europameister ein Duell – als Trainer ...

Kugelstoß-Exeuropameister Hartmut Briesenick freute sich über seinen Schützling Bernd, der mit der persönlichen Bestleistung von 14,81 m den Wettkampf begonnen und mit 15,80 m beendet hatte. Befragt, ob er selbst je in einem Wettkampf auf solche Steigerung hätte verweisen können, schüttelte Hartmut den Kopf.

Diskus-Exeuropameister Hartmut Losch konnte sich über seinen Schützling Marco nicht minder freuen – der steigerte sich nämlich von seiner persönlichen Bestleistung 15,54 m auf 16,04 m, löschte damit die acht Jahre alte Spartakiadebestleistung von Udo Beyer (15,95 m) aus, schlug den Briesenick-Schützling Bernd und holte sich das Gold.

Beide Exeuropameister waren zufrieden!

*

Bei den Radsportlern war ein Exweltmeister unter den Trainern – Jürgen Geschke. Er hatte zwei Schützlinge im Sprint zu betreuen: Ralf Dekuy und Olaf Arndt. Der eine wurde Spartakiadesieger, der andere zwei Jahre später Juniorenweltmeister.

*

Drei Goldmedaillen gingen an drei 13jährige Ringer aus dem Ort Lübtheen im Bezirk Schwerin. Trainiert wurden sie vom früheren ungarischen Juniorenmeister Szabo Matrahazi, der nach Lübtheen geheiratet hatte und dort als Lehrer und Übungsleiter tätig wurde.

*

Olympiasiegerin Margitta Gummel, inzwischen promovierte Sportwissenschaftlerin, saß auf der Tribüne bei den Leichtathleten und zog Parallelen zu ihren „Kinderjahren“: „Ich habe als 13jährige oft betteln müssen, daß man mich bei den Größeren mitstarten ließ, denn für uns gab es kaum Wettkämpfe. Es ist aber nicht nur der Wettkampf, der wichtig ist, oder die Medaillen oder Rekorde – es ist die erzieherische Atmosphäre, die so wichtig ist. Man lernt, sich auf die Minute am Stellplatz einzufinden, man begreift, daß man allein auf sich angewiesen ist, wenn der Wettkampf begonnen hat, und man nicht auf einen Rat des Trainers von draußen hoffen kann. Mit einem Wort: Die Spartakiade macht nicht nur Spaß, sie erzieht auch – und nicht nur den Sportler, sondern den ganzen jungen Menschen!“

*

Das Leichtathletikprogramm bot noch einen reizvollen Vergleich: die sich für das Pokalfinale in Turin vorbereitenden Sprintstaffeln gegen die Besten der Spartakiade.

Die Frauennationalstaffel: Marion Böhmer, Romy Schneider, Ingrid Auerswald, Marlies Göhr. Die Spartakiadeauswahl: Katrin Böhme, 100-m-Siegerin bei den 16- bis 17jährigen, Ines Lehmann, Zweite auf dieser Strecke, Carola Beuster, Siegerin bei den 15jährigen über 100 m und 200 m, und Sabine Rieger, Zweite über 100 m. Die „Großen“ liefen 42,55 s, die „Kleinen“ 46,40 s, und die Zuschauer waren begeistert.

*

Mit null Punkten – fünf Schultersiegen! – gewann Uwe Schedler seine Goldmedaille in der 65-kg-Klasse der Ringer.

„Bei der Familie kein Wunder", lachten die Suhler.

Uwes Großvater hatte schon auf der Arbeiterolympiade 1927 gerungen und zählte zu Werner Seelenbinders besten Freunden.

*

Von Familientradition war auch die Rede, als bei den Leichtathleten ein Weitsprungrekord fiel ...

„Mein Vater hatte mich schon als Kind oft mitgenommen, und mir gefiel die Leichtathletik", plauderte Ron Beer, der mit 6,47 m den neuen Rekord markiert hatte. Sein Vater war der einzige Weitspringer gewesen, der nach dem legendären 8,90-m-Weltrekordsprung des Amerikaners Bob Beamon bei den Olympischen Spielen 1968 in Mexiko-Stadt nicht die Nerven verloren hatte, weiterkämpfte und sich mit einem 8,19-m-Sprung (DDR-Rekord) die Silbermedaille eroberte.

„Nun haben wir endlich wieder einen Weitsprungrekord in der Familie", sagte er über die Leistung seines Sohnes, ließ aber durch sein Lächeln erkennen, daß er den Rekord nicht zur „Auflage" gemacht hatte.

*

Schließlich war auch bei den Rollschnelläufern wieder eine Familie stark vertreten: die Keichels aus der 200-Einwohner-Gemeinde Ponnsdorf bei Finsterwalde. Vater Werner amtiert in der 50 Mitglieder starken Sektion als Übungsleiter, Tochter Dörte steuerte 79er Medaillen an, und Sohn Gunter hatte eine Goldmedauille aus dem Jahre 1975 vorzuweisen.

*

Auf Verwandtschaft aus zwei verschiedenen Sportarten konnte der 2000-m-Sieger der Bahnverfolger Schönfeld bei den Radsportlern verweisen: Onkel Volker gehörte früher zu den erfolgreichsten Bahnfahrern der DDR und behauptete bis 1982 einen Rekord auf der Winterbahn in der Werner-Seelenbinder-Halle, und Vater Lutz war Juniorenmeister bei den Boxern!

Die Medaillenserie des Ex-Sebnitzers Heiko Hunger ist stattlich: Als Zwölfjähriger Gold in der Nordischen Kombination und im Spezialsprunglauf, als Vierzehnjähriger Gold in der Nordischen Kombination und im Spezialsprunglauf, und als Sechzehnjähriger noch einmal Bronze in beiden Disziplinen!

*

Im Wadeberggrund von Oberhof begann es mit einem Schanzenrekord: Marko aus Ruhla sprang mit 32,5 m so weit wie noch keiner vor ihm auf der neuen Pionierschanze. Allerdings trug ihm dieser Satz nicht den ersten Rang im Sprunglauf der Nordischen Kombination ein, weil man nämlich wieder mal eine neue Wertung eingeführt hatte. Die Kampfrichter standen an verschiedenen Punkten der Anlage und bewerteten Anlauf, Absprung, Flug, Landung und Auslauf – Abschnitt für Abschnitt. Und dabei entdeckten sie bei Marko Mängel, die der Sebnitzer Thomas – obwohl weniger weit springend – nicht aufwies. So gelangte Thomas auf den ersten Rang und mit Vorsprung auch zum Sieg in der Nordischen Kombination.

*

Neues auch bei den Eisschnelläufern, aber nichts könnte neu genug sein, um nicht auch gleich eine Abkürzung dafür zur Hand zu haben. Das Neue heißt im Programm EGWL – zu deutsch: Eisgewandtheitslauf.

Zusammengesetzt aus beidbeinigem und einbeinigem Stoppen, rückwärts zu umlaufenden Kreisen, Vorwärtskreis und eine einbeinig zu absolvierende Slalomstrecke – am besten kamen die zurecht, die auch schon mal beim Eiskunstlauf geübt hatten.

*

Die Zwillingsbrüder Torald und Marek aus Hasselfelde starteten im 5-km-Lauf der 12jährigen, Torald errang die Sil-

bermedaille, Marek war 41 s langsamer und mußte sich mit dem 13. Rang begnügen.

*

Die Biathleten in der Altersklasse 12 bis 14 Jahre stürmten ohne Gewehr durch den Winterwald: Man hatte beschlossen, die Waffen für sie an den Schießständen bereitzulegen, um sie nicht zu überfordern.

*

Helmut Recknagel hatte ein anstrengendes Tagesprogramm und trank deshalb am Morgen ein großes Glas heiße Milch. Der Mann, der 1960 das erste olympische Sprunglaufgold in die DDR geholt hatte und seit Jahren als Veterinärmediziner in einem Kreis vor den Toren der Hauptstadt großes Ansehen genießt, verbrachte die windigen Spartakiadetage auf den Sprungrichtertürmen der Schanzen – einer der zehn Kampfrichter mit der höchsten internationalen Lizenz, die für die Spartakiade aufgeboten worden waren. Bei den Langläufern fungierte Egon Fleischmann – heute Parteisekretär in einem wichtigen Thüringer Betrieb – als Starter. Fleischmann und Recknagel hatten die DDR gemeinsam bei den Winterspielen in Squaw Valley (USA) vertreten.

*

Von Montag bis Freitag hatten Siri aus Raschau – Zweite der Rennschlittenjagd – und Katrin aus Bermsgrün, die sich mit dem 23. Rang hatte zufriedengeben müssen, gemeinsam in einem Zimmer im Oberhofer Ferienheim „Fritz Weineck" gewohnt. Als sie ihre Koffer gepackt hatten, überlegten die Zweite und die Abgeschlagene, wem sie wie am originellsten für die schönen Tage danken könnten. Siri verfügte nicht nur über Gefühl für das Lenken schneller Schlitten, sondern auch über Einfälle. Sie besorgte sich einen großen Bogen weißen Papiers, schrieb in gestochener Schrift „Vielen Dank für das schöne Zimmer", malte eine große rote Rose dazu,

fügte unter einem Pfeil ausdrücklich hinzu: „Für die Frau, die hier als erste wieder saubermacht".

*

VIII. 1981 – Sommer

Auch das kann passieren: In der Lagenstaffel der 12jährigen Mädchen sprang die Delphinschwimmerin ins Becken und begann im Bruststil. Sie hatte vergessen, daß man sie in der anderen Stilart eingesetzt hatte. Tags zuvor hatte sie die 800 m Freistil gewonnen – es fällt schon nicht leicht, sich das alles zu merken ...

*

Die Suhler sind bei jeder Spartakiade die Außenseiter – und so gefährlich wie ein echter Außenseiter im Sport! Steffen Ullrich – trainiert von Hubert Hermann, einem der besten Mittelstreckler der „Gründerjahre" – holte sich über 3000 m eine von kaum jemandem erwartete Silbermedaille, viele Favoriten hinter sich lassend. Am Abend bekam er ein Telegramm von der heimatlichen Betriebssportgemeinschaft in Möckers: „Der ganze Ort steht hinter Dir und verfolgt mit Aufmerksamkeit und Freude die Leistungen von Dir und Deinem Bruder Jens!" Tage später gewann Steffen auch noch Silber über 1500 m. Sein Mannschaftskamerad Klaus Bergmann stürzte im 2000-m-Hindernislauf, als das Feld zum ersten Mal über den Wassergraben setzte. Verzweifelt riß er sich hoch und jagte hinterher, aber mehr als der achte Platz war nicht mehr möglich – ein bewundernswerter achter Platz. Vom 20-km-Straßenlauf am letzten Tag brachte er sich dann eine Bronzemedaille mit nach Hause. Wieder gingen viele Favoriten leer aus.

*

Für die Speerwerferinnen galt: Am Nachmittag gab es die Medaillen, am Vormittag die Tränen. Um 11.20 Uhr begann die Qualifikation der 13jährigen Mädchen für das Speerwer-

fen. Die Kampfrichter führten 37 Teilnehmerinnen in den Innenraum, von denen 25 ausscheiden mußten und für den Medaillennachmittag nur mehr als Zuschauerinnen zugelassen wurden.

Qualifikationen haben auch bei großen internationalen Prüfungen oft die Eigenschaft, Favoriten zum Verhängnis zu werden. Im Jahn-Stadion war die Qualifikationsweite deutlich markiert – durch einen leuchtendgelben Streifen an der 35-m-Marke. Vielleicht ist es das Gefühl „Du mußt über diese Linie werfen!", das die Nerven lähmt ...

35 Mädchen erreichten mit dem ersten Versuch den Streifen nicht, nur zwei konnten aufatmend ihre Sachen zusammenräumen und die nervöse Schar verlassen. Im zweiten Durchgang waren es drei, die ihren Speer hinter dem gelben Streifen landen sahen, sieben rechneten nach dem dritten Durchgang fieberhaft, ob ihre Weite reichen könnte, unter die besten zwölf gekommen zu sein. 25 hatten nur noch mit den Tränen zu kämpfen, die Favoritin darunter, von der man sich erzählte, daß sie den schweren Frauenspeer schon 39 m weit geworfen hatte.

Als die letzten verschwunden waren, verriet die Uhr, daß in 61 Minuten von den Kampfrichtern 103 Würfe vermessen worden waren. Mit der modernsten Meßanlage allerdings, die existiert und die sich zuvor bei den Olympischen Spielen in Moskau bewährt hatte.

*

1972 waren Gewichtheber aus Samswegen das erste Mal bei einer Spartakiade aufgetaucht. In einem verfallenen Hühnerstall, den sie sich hergerichtet hatten, trainierten sie damals zwar nicht heimlich, aber kaum beachtet mit Eifer für die Spartakiadetage in Leipzig. Ihre Erfolge zwangen Journalisten zum Studium der Landkarte: Wo liegt Samswegen?

In Berlin feierten sie ein Jubiläum – der kleine Marek erkämpfte die 30. Goldmedaille und zugleich die 100. Spartakiademedaille für das Bördedorf bei Wolmirstedt.

*

Die Frage, die Spartakiadekämpfer sonst auf Anhieb mit einem Namen beantworten, wurde von Andreas glatt verneint: „Ich habe kein Vorbild!“ Warum nicht? „Weil ich im Boxring mutterseelenallein bin. Da kann mir auch kein Vorbild helfen.“

Der Junge gewann das Papiergewicht-B-Boxergold der 14jährigen.

*

Roland Matthes, Weltklasserückenschwimmer in den sechziger und siebziger Jahren, wurde täglich gefragt, mit welchen Zeiten er denn als 15jähriger Spartakiadesieger geworden war. Er wußte es nicht mehr, aber als ihm die Fragen zuviel wurden, vergrub er sich in Statistiken, bis er es herausgefunden hatte – für die 100 m hatte er 1:03,4 min benötigt.

Der Dresdner Dirk schaffte das Gold auf dieser Strecke in 58,92 s. „Eine ganz natürliche Entwicklung“, sagte Olympiasieger Matthes, „aber entscheidend ist, daß nun außer dem Talent auch der Charakter geschult wird, denn das Talent beschert noch keine Olympiamedaillen.“

*

Bei den Kanuten saßen im Schweriner C7 vier Schweriner, zwei Wittenberger und ein Goldberger – alle gemeinsam in einem Boot, das sie sich bei den Neubrandenburgern geliehen hatten. Sie saßen nicht nur drin, sondern gewannen auch – knapp vor den Neubrandenburgern ...

*

Zwei Jahre hatte Frank – Etuitischlerlehrling im VEB Blechblasinstrumentebau Markneukirchen, Zweigbetrieb Adorf – auf seine Chance gewartet, denn 1979 war er im Zwischenlauf gestürzt, zwar weitergelaufen, aber mit einer Zeit ins Ziel gelangt, die für das Finale um zwei Hundertstelsekunden zu langsam war.

Sein Ziel blieb: einmal in einem Spartakiadefinale.

Zwei Jahre nach dem Sturz kämpfte er sich bis ins Finale und absolvierte dabei die 400 m Hürden so schnell wie nie zu-

vor im Leben – 56,16 s. Im Endlauf verbesserte er sich noch einmal um 0,33 s und wurde Siebenter.

Sein Zukunftswunsch galt nicht Olympischen Spielen. „Die werde ich nie erreichen, aber als Übungsleiter werde ich junge Menschen für die Spartakiade begeistern und ihnen erzählen, wie man notfalls auch zwei Jahre auf seine Chance warten muß."

*

Der zwölfjährige Thomas sorgte bei den Schwimmern für eine Überraschung, als er die 400 m Freistil in 4:27,91 min gewann. Eine Überraschung, weil dem Favoriten Jens damit nur der zweite Rang blieb und er seine persönliche Bestzeit gleich um 5,09 s verbessert hatte. Als man ihn gebührend gefeiert hatte, stürmte er die Tribüne hinauf, wo seine Familie vollzählig strahlte. Nur Uwe, der Cousin, fehlte. Weil er im Trainingslager für die Mathematik-Olympiade schwitzte.

Manfred Ewald
Präsident des DDR-Spartakiadekomitees seit 1966

„Was mich an der Spartakiade fasziniert? Vor allem die Begeisterung, mit der die Kinder und Jugendlichen kämpfen, selbst wenn kaum noch ein vorderer Platz für sie in Aussicht ist. Aber das ist noch nicht alles. Es geht schon um die Begeisterung, mit der sich die jungen Sportlerinnen und Sportler vorbereiten, um einen Platz in der Spartakiadedelegation ihres Bezirkes zu bekommen.

Es gibt nach meinen Erfahrungen nur wenige Länder in der Welt, in denen Jugendwettkämpfe so gründlich vorbereitet werden und bei denen mit so viel Enthusiasmus und Hingabe um die Plazierung gestritten wird wie bei uns.

Bei vielen Wettkämpfen der Kinder- und Jugendspartakiade herrscht eine Stimmung wie bei Olympischen Spielen.

Es ist schwer, den Wert der Spartakiade in einem Satz zu umreißen. Die Spartakiade ist für die Erziehung einer jungen Generation, die ihr Vaterland liebt, sich für den Sport begeistert, von enormem Wert. Ich glaube, daß die Teilnahme für die große Mehrzahl der Kinder und Jugendlichen aus ihrem Leben nicht mehr wegzudenken ist."

Ihr größtes Erlebnis bei einer Spartakiade?

„Keine leichte Frage. Es waren Hunderte, aber ich erinnere mich eines Boxers, der so unglücklich über seine Niederlage im Finale war, daß er hemmungslos weinte und ich ihn, statt ihm die Silbermedaille zu überreichen, zunächst erst einmal trösten mußte."

Was schätzen Sie, wieviel DDR-Bürger jährlich mit Spartakiaden in irgendeiner Weise befaßt sind?

„Die Zahl geht ganz bestimmt in die Millionen, wenn ich

daran denke, daß hinter den vielen Spartakiadeteilnehmern die Eltern, die Lehrer, besonders auch die Übungsleiter und Trainer stehen."

Es wird derzeit – allerdings nur in westlichen Ländern – viel über das angebliche nahe Ende der Olympischen Spiele geredet und geschrieben. Wie sehen Sie die Zukunft der Spartakiaden?

„Wir haben mit den Spartakiaden viele gute Erfahrungen gesammelt, und ich meine, daß sie eine große und, historisch gesehen, über Jahrzehnte reichende Zukunft haben werden."

Könnte sich nicht Routine in die Organisation einschleichen?

„Nach soviel Jahren besteht eine solche Gefahr. Wir bemühen uns im Komitee immer wieder, neue Gedanken zu entwickeln, wie alles noch besser, vor allem für die Kinder noch beeindruckender und emotioneller gestaltet werden kann, und wir bemühen uns auch, daß die Wettkämpfe in ihrem Inhalt und in ihrem Wert ständig verbessert und vervollkommnet werden. Dabei arbeiten wir sehr eng mit allen Sportverbänden zusammen."

Haben Sie in Ihrer Familie Spartakiadeteilnehmer?

„Als meine Kinder noch zur Schule gingen, waren sie dabei, heute sind sie aus dem Spartakiadealter heraus. Meine Frau war lange Jahre Turnkampfrichterin und war zusammen mit dem Berliner Fachausschuß für die Zusammenstellung der Kampfgerichte verantwortlich. Sie war sowohl im Organisationsbüro tätig als auch als Kampfrichterin ..."

Ärger mit Turnkampfrichtern ist nicht selten. Gab es ihn auch bei der Spartakiade?

„Ärger? Nennen wir es Meinungsverschiedenheiten. Die gab es auch bei Spartakiaden, aber sie wurden beigelegt, nach den Regeln und so, daß das Ergebnis die Kinder weiter mit Freude Sport treiben ließ."

Gab es eigentlich auch Proteste, die das Spartakiadekomitee klären mußte?

„Während der Spartakiaden nie, aber bei Vorausscheiden

in den Mannschaftssportarten kam es schon vor. Ich meine Ausscheide, die darüber entschieden, wer an der Spartakiade teilnehmen durfte. Da gab es schon Proteste im Komitee. Wenn wir sie verhandelten, galt auch für uns als oberstes Prinzip, die Begeisterung der Kinder und Jugendlichen für die Spartakiade zu wahren, und das hieß oft natürlich, ihnen die Teilnahme zu gestatten."

Wenn morgen früh eine Sitzung des Spartakiadekomitees stattfinden würde und Sie müßten sich noch darauf vorbereiten – welche Punkte würden Sie von sich aus auf die Tagesordnung setzen?

„Erster Punkt: Die Garantie schaffen, daß alle Kinder einen angenehmen Aufenthalt in der Spartakiadehauptstadt Berlin haben, zweiter Punkt: ein interessantes und freudvolles Programm für alle, und dritter Punkt: Garantie, daß die Wettkämpfe auf höchstem Niveau durchgeführt werden können."

Und weitere, vielleicht sogar neue Punkte?

„Wir legen großen Wert darauf, schon in den Kreisen zu sichern, daß möglichst alle Schüler an den Spartakiadewettkämpfen teilnehmen können. Wir würden eine Auszeichnung der Schulen empfehlen, in denen der Sport besonders breit entwickelt wurde. Uns liegt besonders das Schaffen der allgemeinen Grundlagen der sportlichen Betätigung am Herzen und daß nicht zu früh die Spezialisierung erfolgt."

Sie würden also einem Kreisspartakiadesieger im Billard mit der gleichen Herzlichkeit gratulieren wie einem Sieger in der Leichtathletik?

„Natürlich. Wir haben schon vor vielen Jahren den Spartakiadekomitees der Kreise empfohlen, sich nicht auf olympische Sportarten zu beschränken. Deshalb finden auch in fast allen Kreisen heute Wettkämpfe in allen Sportarten statt, die von den Kindern und Jugendlichen dort betrieben werden. Dadurch haben wir eine enorme Breite erreicht, eine solche Breite, daß es oft schon nicht mehr möglich ist, die Kreisspartakiade an einem Ort auszutragen. Wir müssen auf zwei oder drei Städte ausweichen, weil ja nicht überall Bedingungen für alle Sportarten gegeben sind. Also wenn am Anfang,

ich meine 1965 und 1966, vor allem die Frage der Talentsuche im Vordergrund stand, so haben wir heute ein ganz anderes Bild – die Spartakiade ist ein Mittel, den Kinder- und Jugendsport in noch größerer Breite zu entfalten, zu höherer Qualität zu führen und in dieser Breite auch die Talente zu finden und zu entwickeln."

Wie teuer sind Spartakiaden, sind sie zu teuer?

„Sie sind keineswegs zu teuer, zumal wir uns die Kosten redlich teilen – der DTSB, die Volksbildung und die Freie Deutsche Jugend. Außerdem möchte ich noch sagen, daß wir in der Vergangenheit oft Überschüsse von unseren Aktionen zur Eigenfinanzierung der Turn- und Sportfeste behielten, und nicht selten haben wir aus diesem Fond Zuschüsse für die Spartakiade verwendet."

Sie sind Mitglied des Zentralkomitees der SED, wie steht die Partei zur Spartakiade?

„Die Partei hat die grundlegenden Beschlüsse zur Durchführung der Spartakiaden beraten und gefaßt. In den leitenden Gremien der Partei entstanden auch die ersten Pläne für dieses glanzvolle Fest des Kinder- und Jugendsports. Nach Ablauf eines Spartakiadezyklus wird die Partei auch vom Komitee über den Verlauf und die Ergebnisse eingehend informiert. Hinzu kommt, daß in den Kreisen an der Spitze der Spartakiadekomitees meist Sekretäre der Kreisleitungen der Partei oder Mitglieder der Räte der Kreise stehen. Das unterstreicht die große Aufmerksamkeit, die von der Basis her dem Kinder- und Jugendsport und der Spartakiade gewidmet wird."

Bernd Drogan
Weltmeister im Straßenradrennen 1982

„Bei der ersten Spartakiade hatte ich einigen Ärger, bevor ich gewann."

Ärger?

„Das war die Kreisspartakiade 1966. Jeder, der in Döbern

ein bißchen sportlich veranlagt war, gehörte in die Turnriege. Unser Sportlehrer war Herr Radochla, der Vater der berühmten Birgit. Der wollte mich bei der Spartakiade auch um jeden Preis in der Turnriege haben..."

Sie gehörten zu den Säulen der Riege?

„Nein, aber Turnen, das war unser Abendsport. Das Größte, was ich am Reck damals geschafft habe, war vielleicht eine Bauchwelle. Turnen interessiert mich übrigens heute noch, und bei Turnweltmeisterschaften bringt mich niemand vom Fernseher weg. Ja, Herr Radochla wollte, daß ich turne, und ich wollte unbedingt auf die Radrennstrecke. Ich bin dann auch hingefahren, und nur weil ich mit der Goldmedaille zurückkam, war er nicht mehr böse auf mich."

Ein schweres Rennen?

„Keine Taktik, nichts – Achtung, fertig, los, Kopf zwischen den Lenker und vom Start bis zum Ziel, ohne sich einmal umzusehen. 1968 erlebte ich dann die erste zentrale Spartakiade in Berlin. Ich weiß noch, daß ich bei einer begeisterten Oma in Weißensee wohnte. Die habe ich bei der nächsten Spartakiade noch mal besucht, da war sie schon sehr alt, hat sich aber mächtig gefreut, als ich kam. Sportlich war da nicht viel – ich fuhr nur in der zweiten Cottbuser Mannschaft, und wir wurden Siebenter. Zwei Jahre später hatte ich Pech. Am Tag vor der Jugendweihe kam mir bei einem Rennen in einer Kurve ein Auto entgegen, und ich bin gestürzt – Fuß gebrochen. Der wurde dann eingegipst, und am nächsten Morgen haben sie mich zur Feier in den Saal getragen. Da hatte ich viel Rückstand im Training, fuhr wieder nur in der zweiten Mannschaft von Cottbus und wurde Fünfter. 1972 war meine dritte Spartakiade in Berlin. Ich wohnte wieder bei einer Oma und hatte vier Starts. Erst fuhr ich auf der Bahn in der Mannschaft, aber da lief überhaupt nichts. Ich wollte schon resignieren, aber dann war am nächsten Tag das 3000-m-Einzelrennen, und da bin ich dann Spartakiadesieger geworden, zur Überraschung aller. Auch zu meiner eigenen. Ich war nämlich furchtbar nervös und hatte als einer der ersten starten müssen. Das war eine ganz gute Zeit, die ich da erzielte.

Weil ich nicht die Nerven hatte, zu warten, bis ich wußte, ob sie für einen vorderen Platz reichen würde, bin ich einfach abgehauen, zu meiner Spartakiadeomi."

Und da?

„Da habe ich ferngesehen und Tee getrunken, und nach anderthalb Stunden bin ich zurück – ich war immer noch Erster!"

Evelin Herberg-Jahl
Olympiasiegerin im Diskuswerfen 1976 und 1980

„Mit einer Kreisspartakiade hat bei mir alles begonnen. Ich habe in der Schule in Seddin Handball gespielt und auch sonst alles, was es so an Sport gab. Weil ich so lang war, haben sie mich eines Tages gefragt, ob ich mich nicht mal als Werferin versuchen will, die brauchten sie nämlich in unserer Mannschaft für die Kreisspartakiade. Wir sind dann mit dem Zug nach Potsdam ins Stadion Luftschiffhafen gefahren, und ehrlich – da habe ich dann zum ersten Mal in meinem Leben einen Speer in der Hand gehabt. Bevor es begann, ist ein Kampfrichter zu mir gekommen und hat gesagt: ‚Sag mal, Mädchen, willst du nicht die Spitze besser nach vorne nehmen?'

Das Diskuswerfen habe ich gewonnen, aber ohne jede Technik, doll war das damals nicht. Beim Kugelstoßen habe ich mich bei sechs oder sieben Metern herumgequält, da wurde ich Zweite und beim Speerwerfen Dritte. Medaillen und Urkunden nahm ich stolz mit nach Hause, und da wurden sie auch gebührend bewundert.

1970 war dann meine erste Berliner Spartakiade. Wegen ein paar fehlenden lächerlichen Zentimetern bin ich nach dem Vorkampf ausgeschieden und damit nur Neunte geworden. Erst ärgerte ich mich nicht so sehr, weil ich in die Nähe meiner Bestweite gekommen war, aber als ich auf der Tribüne saß und den Wettkampf von dort verfolgte, habe ich mich furchtbar erregt, weil Petra, die mich mit den paar Zen-

timetern rausgeworfen hatte, drei Graupen losließ und nichts mehr geschafft hatte. Ich war – so ist man in der Jugend schnell mal – felsenfest überzeugt, daß ich noch wer weiß wie weit gekommen wäre, wenn ich den Endkampf erreicht hätte.

Damals wohnte ich – das weiß ich noch wie heute – bei Familie Dreier am Leninplatz, und das war 'ne ziemliche Zeremonie, ehe ich bei denen vor der Tür stand. Die anderen wohnten alle in der Mollstraße, und ich war die einzige am Leninplatz. Ich kannte Berlin nicht und hatte auch keine Vorstellung. Also erst habe ich zu meinem Trainer gesagt: ‚Da gehe ich nie hin!' Er hat dann auf mich eingeredet, bis ich loszog. Da bin ich dann drei-, viermal um das Haus herum, ehe ich nach oben bin. Ein Glück, daß die Frau aufgemacht hat, als ich klingelte. Das waren sehr nette Leute, hatten auch zwei Kinder, ein Mädchen in meinem Alter. Wir sind beide zusammen nach Grünau gefahren, denn bei den Ruderern hatte ich 'ne kleine Flamme. Der Junge wurde sogar Spartakiadesieger, aber ich war doch so schüchtern. Wir hatten in unserer Schule manchmal Disko, aber getanzt haben wir nicht zusammen, nur so angesehen haben wir uns.

Ansonsten war mir Berlin in vielem ein Rätsel. Sich mit der U-Bahn vom Leninplatz zum Stadion durchzufitzen, das war nicht einfach. Aber ich habe es geschafft und war ganz stolz darauf.

Meine Eltern? Die waren zufrieden mit meinem neunten Platz. Gleich nach der Spartakiade sind wir an den Werbellinsee in Urlaub gefahren. Man kann es gar nicht laut sagen: Ich habe einen Diskus in meinen Koffer gepackt, und wenn wir da spazierengingen, habe ich auf den Feldern immer mit meinem Diskus geschmissen.

Zwei Jahre später war dann mein großer Erfolg – ich wurde Spartakiadesiegerin. Vorher hatte ich so für mich gedacht: das wird nun deine letzte Spartakiade sein, und alle, die mal groß rausgekommen sind, waren vorher Spartakiadesieger. Wäre nicht schlecht für dich, wenn du das schaffen würdest.

Bevor es losging, habe ich dann im Programmheft alle ab-

gestrichen, die ich schlagen wollte, und da blieben am Ende nur Sylvia und ich übrig. Da habe ich das erste Mal an eine Medaille gedacht. Mir fällt ein, daß ich es 1976 bei den Olympischen Spielen in Montreal mit dem Abstreichen im Programm genauso gemacht habe. Damals in Berlin schaffte ich mit dem zweiten Versuch im Diskuswerfen 50 m glatt, das war persönliche Bestleistung, aber Sylvia schaffte mit dem nächsten Versuch haargenau die gleiche Weite. Da mußte ich noch mal 49,98 m werfen, um mit der besseren zweiten Weite zu gewinnen. Mein Vater hatte sich ins Stadion geschmuggelt, ohne daß ich davon wußte. Er meinte, es könnte mich vielleicht zu sehr ablenken. Er saß neben dem Trainer, aber da ich damals grundsätzlich nie zum Trainer sah, habe ich ihn auch gar nicht entdeckt.

Gewohnt habe ich bei einer alten Dame am Strausberger Platz. Erst war ich überrascht, denn die wußte überhaupt nichts vom Sport, aber sie war rührend. Ich konnte mit meinen Freundinnen im Wohnzimmer sitzen und schwatzen, und sie schleppte Torte und Eis für uns ran. Ihre größte Sorge war, daß ich nicht satt werden könnte. Sie hatte übrigens auch schöne Grünpflanzen und hat mir Ableger eingepackt, als ich nach Hause fuhr. Die stehen heute noch bei mir zu Hause. 1979 bin ich dann noch einmal zur Spartakiade zurückgekehrt."

1979?

„Ja, erst nur als Zuschauerin, aber dann habe ich den Siegern die Medaillen überreicht, und da ist mir ganz schön mulmig geworden. Nicht nur weil Petra, ein Mädchen, mit dem ich oft zusammen trainiere, gewonnen hatte, sondern wegen der ganzen Atmosphäre. Mir kam so vieles wieder ins Gedächtnis, und ich hatte ganz schön zu tun, um die Tränen zu verkneifen."

Marlies Göhr
Sprintstaffel-Olympiasiegerin, Europameisterin

„Ich komme aus einer sportlichen Familie. Meine Mutti und ihre beiden Schwestern waren Sprinterinnen, deshalb waren zu Hause alle sehr angetan, als ich mit einer Sprintmedaille von der Kreisspartakiade in Neustadt an der Orla zurückkehrte. Aber damals ging es noch nicht um große Leistungen, sondern vor allem darum, die Schulsportgemeinschaft würdig zu vertreten. Zu Hause, bei uns in Triptis, hatte ich mich durch den Sieg über 60 m qualifiziert. Übrigens hielt eine Schwester meiner Mutter dort den Stadionrekord über 100 m mit 13,1 s. Den habe ich dann ein oder zwei Jahre später auf 12,9 s verbessert. So blieb er in der Familie.

1970 habe ich mich für die Berlin-Mannschaft qualifiziert und war sehr stolz darauf, aber ich flog schon im 60-m-Zwischenlauf raus, und damit war die Spartakiade für mich zu Ende. Ich hatte allerdings neben vielen anderen noch ein kleines Erlebnis, das ich bis auf den heutigen Tag nicht vergessen habe. Meine Freundin wohnte bei einem Genossen, der im Sporthotel arbeitete. Er nahm uns eines Vormittags mit in das Sportforum und zeigte uns in der Schwimmhalle auch die Fenster, durch die man die Schwimmer von unten beobachten konnte. Das war schon was! 1972 war das dann alles schon ein wenig anders, weil ich nicht mehr – wie soll ich sagen? – als unbekümmertes Mädchen nach Berlin kam, sondern als eine der Favoritinnen. Ich wohnte bei der gleichen Familie, die wußten schon alles über mich. Ich wurde zweimal Zweite – über 100 m in 12,1 s und über 200 m, aber an die Zeit kann ich mich nicht mehr erinnern.

Ein großes Erlebnis? Das waren die Abende in der Bezirksmannschaft, in unserer Schule in Lichtenberg. Da wurden die Sieger aufgerufen, und alle klatschten dann Beifall. 1975 habe ich dann die 100 m gewonnen, auch als eine, sagen wir mal, Halbfavoritin. Aber auch 1977 und 1979 waren wir bei der Spartakiade dabei, weil wir in der Nationalstaffel ein Rennen liefen. Also dreimal direkt und zweimal indirekt war ich

bei den Spartakiaden dabei – fünfmal, das ist schon ein Rekord. Ich habe bei Spartakiaden viel gelernt, was mir später sehr genützt hat. Es ist nicht so einfach, das zu erklären, aber das Besondere dieser Wettkampfatmosphäre – es löst ähnliche Emotionen bei einem Jugendlichen aus wie bei einem Erwachsenen, der an den Olympischen Spielen teilnimmt. Es ist ein Höhepunkt, man bereitet sich lange darauf vor und merkt sich gut, was man dann falsch gemacht hat."

Werner Schildhauer
10000-m-Sieger im Weltcup der Leichtathleten

„Ich kann mich beim besten Willen an keine Kreisspartakiade erinnern. Sicher habe ich an einer teilgenommen, aber das ist mir irgendwie nicht so in Erinnerung geblieben. 1975 jedenfalls wollte ich um jeden Preis an der zentralen Spartakiade teilnehmen, und dafür mußte ich mich qualifizieren. Die Normen – ich war damals noch Geher – waren ziemlich hoch. Man brauchte schon einige Wettkämpfe, um sie zu schaffen. In der Hallenser Mannschaft bin ich nach Berlin gefahren. Meine Quartiereltern wohnten nur ein paar hundert Meter vom Stadion in der Cantianstraße entfernt. Das war natürlich günstig.

Mein erster Wettkampf waren die 3000 m auf der Bahn. Mein Trainer und ich hatten ausgerechnet, daß meine größte Chance in einer schnellen Flucht liegen würde. Von Anfang an bin ich also los."

Allein?

„Nein, Roland, der Favorit, blieb mir auf den Fersen, und auf den letzten 200 m ist er dann an mir vorbei und hat gewonnen. Ich war riesig froh über die Silbermedaille. Die beiden kleinen Kinder meiner Quartiereltern haben mir dann auf Pappe noch eine riesige Medaille gemalt und mitgegeben. Beim Straßengehen wurde ich Dritter, auch da war Roland Weigel nicht zu schlagen. Silber und Bronze – ich war mit meinem Spartakiadestart mehr als zufrieden.

Die beiden eindrucksvollsten Erlebnisse waren der Auftakt auf dem Bebelplatz – vielleicht hatte ich noch nie so viel Menschen beisammen gesehen – und eine Fahrt auf den Fernsehturm. Wir Spartakiadeteilnehmer konnten uns in der Schlange ein wenig nach vorn schieben, und dann sausten wir mit dem Fahrstuhl hinauf und sahen staunend hinab. Übrigens verfolge ich die Ergebnisse der Spartakiaden bis auf den heutigen Tag mit Interesse und Aufmerksamkeit."

Kurt Brunner
Kampfrichter im Skisport

Das Reglement unseres Skiverbandes enthält alle Rechte und Pflichten eines Kampfrichters, von Disqualifikationen bis zu Wettkampfverschiebungen. Heute geht es einmal um keinen Protest, sondern um eine Anfrage: Wird ein 13jähriger Spartakiadeteilnehmer durch das Kampfgericht ebenso korrekt und regelgetreu behandelt wie ein Olympiasieger?

„Diese Frage müßte nun einen Protest meinerseits nach sich ziehen, denn sie ist fast eine Provokation. Ich bin schon einige hundertmal als Kampfrichter eingesetzt worden, aber noch nie hat es einen Unterschied gegeben. Doch fahren Sie fort mit Ihrer Art Vernehmung, falls Sie den eigenartigen Stil der Befragung beibehalten wollen ..."

Wenn Sie mitspielen möchten, Sportfreund Brunner, vernehme ich Sie im Auftrag des Lesers freundlichst zur Person: Wie alt, Beruf, Wohnort, wie und warum zum Sport gekommen?

„Alter 60 Jahre, da mag mancher erschrecken, aber trotz langer Krankheit hat mich der Sport im Herzen jung bleiben lassen, und da ergänze ich meine erste Antwort: Dafür zu sorgen, daß Mädchen und Jungen ihren regelmäßigen Wettstreit in der weißen Spur unter ordentlichen Bedingungen, chancengleich und mit genauester Bewertung durchführen können – mit solchen selbst auferlegten Pflichten kann man nicht alt werden. Von Beruf bin ich gelernter Industriekauf-

mann, durfte mich aber seit meinem 33. Lebensjahr hauptamtlich in der sozialistischen Sportorganisation betätigen. Nacheinander war ich – 1953 – Instrukteur bei der SV Aufbau, später im SC Aufbau Mühlleithen – ja, auch den gab's einmal – und ab 1956 dann in den Reihen des Klingenthaler ‚Dynamos', wo ich etliche Jahre als stellvertretender Klubleiter fungierte. Damit sind alle Fragen zugleich beantwortet, ich wohne inmitten des Vogtlandes, und wessen Herz hier nicht für den Skisport schlägt, der ist schon in der Minderheit."

Und der Kampfrichter Brunner?

„Wenn ich heute Kampfrichterobmann des Kreises Klingenthal bin, so wird das von mir als eine sehr ehrenvolle Angelegenheit betrachtet, mit anderen Worten, der Skiverband hat mein mehr als dreißigjähriges Engagement im roten Anorak anerkannt. 22mal war ich beispielsweise bei den Internationalen Damenskirennen am Mühlleithener Buschhaus dabei, und in den letzten fünf Jahren haben wir im Kreisgebiet über 50 neue Kampfrichter ausgebildet."

Wieviel Wettkämpfe kommen für Sie pro Winter zusammen?

„30 bis 35 sind es schon, die Mehrzahl davon sind Konkurrenzen der Jugendklassen."

Womit wir wieder beim Thema wären. Kreis- oder Bezirksspartakiaden stehen in jedem Jahr auf dem Terminkalender. Zwar sind eure Aufgaben im Prinzip sicherlich jedesmal die gleichen, aber da es auch im Kinder- und Jugendsport steil nach oben gegangen ist, stellen sich doch wohl ab und an auch für euch neue Probleme?"

„Und ob! Denken wir an die Spartakiadewettkämpfe 1981, als die Nachwuchstrainer im Verband neue Bewertungskriterien empfahlen. Nicht nur Flug und Landung, auch Anfahrt und Absprung sollten im Skispringen benotet werden, und das ging zunächst durchaus nicht reibungslos ab. Es gab sogar Skepsis bei einigen meiner Kollegen, auch – ich will es ganz ehrlich aussprechen – von einer unnötigen zusätzlichen Belastung bei der ohnehin nicht einfachen Arbeit am Auf-

sprunghang war die Rede. Am Ende zeigten sich alle überzeugt, und nach der Generalprobe gab es dann auch Einmütigkeit über die Richtigkeit des neuen Systems, auf dessen Anwendung wir uns natürlich in einer speziellen Schulung gesondert vorbereiteten. Die Sprungrichter stellten nämlich fest, daß den Spartakiadefliegern die Analyse der eigenen Leistung enorm erleichtert würde. Ich habe dann selbst erlebt, wie ein 15jähriger anschließend meinte: Jetzt weiß ich, an welchem Punkt ich mich verbessern muß. Einen Sprung blitzschnell in vier Phasen zu zergliedern, das verlangte von uns zwar einiges mehr an scharfem Auge und Reaktionsschnelligkeit, aber wir arbeiteten da mit den Übungsleitern sehr eng zusammen und wußten schließlich haargenau, worauf es ankam."

Die Vorbereitung und Abwicklung einer Langlaufveranstaltung ist aber natürlich schwieriger?

„Heute nicht mehr so wie früher. Als wir noch ohne Spurgeräte auskommen mußten, haben wir Kampfrichter sogar mal in einer Waldgaststätte übernachtet. Nun ja, schon vor der Saison kommt einiges zusammen. Es beginnt im Sommer, wenn ausgewuchertes Unterholz zu beseitigen ist, damit die Doppelspurführung in der vorschriftsmäßigen Breite gewährleistet ist. Erweitern, Absichern, neue Strecken vermessen, im Winter dann Spurlegen, Markieren, gefährdete Stellen abstecken, Absichern und schließlich Startnummern verlosen, ausgeben, die Skimarkierung, Zeitmessung, Protokolle anfertigen, einen Einspruch verhandeln, Nachmeldungen anerkennen, die Wettkampffähigkeit – Schneehöhe – prüfen und so weiter, und so weiter – es ist ein ganz hübsches Programm, das nötig ist, bevor der erste Läufer zum Start geholt werden kann. Und da Skilanglauf etwas für Frühaufsteher ist, braucht jeder Kampfrichter vor allem erst mal eine höchst verständnisvolle Familie, die damit einverstanden ist, daß einer von ihnen den Winter über fast jedes Wochenende bei Morgengrauen verschwindet."

Und alle diese Mühen nehmen Sie auch für die ganz Kleinen gern auf sich?

„Ja, warum nicht? Keiner wird als Olympiasieger geboren. Als Marlies Rostock 1980 in Lake Placid mit unserer Staffel Olympiasiegerin wurde, war mein erster Gedanke: Wann war sie eigentlich Spartakiadesiegerin? Da hast du ihr doch am Start noch einen Schubs gegeben! Ich will es also wiederholen: Niemand von uns Kampfrichtern würde einen Unterschied dulden zwischen internationaler Veranstaltung und Kreisspartakiade. Jeder Wettkampf wird absolut gleichrangig behandelt und auf gleichem Niveau durchgeführt. Die besondere Begeisterungsfähigkeit unserer Nachwuchssportler überträgt sich sogar häufig auf uns. Und, dies ist wohl das wichtigste, es spornt die Kinder nachweislich an, wenn sie merken, daß alles pünktlich und exakt wie bei den Großen zugeht."

Ein Kampfrichter muß ein Höchstmaß an Regelkenntnis besitzen. Muß er eigentlich auch Psychologe sein?

„In der Spartakiadebewegung auf jeden Fall. Der DTSB hat doch diese wunderbare Form des Kinder- und Jugendsports nicht in die Welt gesetzt, um aus den Jungen und Mädchen sture Athleten zu machen. Die Spartakiade ist doch, denken wir nur an die vielen Vorbedingungen für eine Teilnahme, auch ein gehöriges Stück Erziehungswerk. Wir klären in unserer Kampfrichterkommission nicht nur technische Probleme, sondern verständigen uns regelmäßig darüber, inwieweit wir auch erzieherisch Einfluß nehmen können. Die Belehrung eines 15jährigen muß ja zwangsläufig anders ausschauen als die eines 25jährigen. Von Fall zu Fall setzt sie sogar ein bißchen Menschenkenntnis voraus. So bleibt beispielsweise Regelverstoß zwar immer Regelverstoß, doch wie kam es dazu? Das zu untersuchen muß bei unerfahrenen jungen Menschen mitunter gefühlvoller vor sich gehen als bei gewieften Taktikern unter den Erwachsenen."

Die Vernehmung ist beendet, Kampfrichterobmann Brunner. Sie haben das Schlußwort.

„Auch Kampfrichter sind nur Menschen und irren wie jeder irgendwann einmal im Leben. Doch ich denke, das weiß man mittlerweile. Wir stehen nicht annähernd so im Blickfeld des

öffentlichen Interesses wie ein Schiedsrichter im Fußball oder ein Preisrichter beim Eiskunstlauf. Wer hat je schon einmal ein Streckenkommando früh um 5 Uhr bei der Arbeit gesehen? Naturverbundenheit gehört dazu, Liebe zur Landschaft, Training und Abhärtung – wie oft erschweren uns böse Minusgrade die Arbeit! Und auch das Hineinfühlen in den Athleten, der fünf Kilometer in stumpfer Spur hinter sich hat. Die Verbundenheit mit dem Sport, die Schönheit des Skisports, die Liebe zur Jugend, die Freude an den sportlichen Möglichkeiten in unserer Republik für alle, ob jung, ob alt – sind das nicht genug Gründe für einen Sechzigjährigen, jedes Jahr von Dezember bis März den Anblick weißglitzernder Tannen und eines bunten Gewimmels dem warmen Ofen vorzuziehen?"

Kornelia Ender
mehrfache Schwimm-Olympiasiegerin 1976

Vier olympische Goldmedaillen, acht Weltmeistertitel, vier Europameisterschaftssiege, 23 Weltrekorde, jahrelang Sportlerin Nr. 1 in der DDR – es stockt einem fast der Atem, wenn man Sie nach langer Zeit fragen soll, wie Sie über Ihre einstigen sportlichen Leistungen heute denken?

„Nun ja, es fällt schon schwer, das zu sortieren, was an Erlebnissen und Ehrungen, an Training und Wettkampf, an Stunden der Freude und der Selbstüberwindung so zusammengekommen ist. Es muß sich aber auch zeigen, ob die Tugenden des Sports außerhalb des Schwimmbeckens anhalten. Ich habe heute Hausfrauen- und Mutterpflichten mit einem anstrengenden Studium außerhalb des Wohnorts in Übereinstimmung zu bringen. Endstation: Ärztin, am liebsten nur für Kinder."

Für Kinder, sagen Sie, kommen wir auf Ihre eigene Kindheit zu sprechen. Wer Ihre Kurzbiographie kennt, weiß, daß Sie als elfjähriges Mädchen 1970 bei den Finalkämpfen der III. Kinder- und Jugendspartakiade in Berlin sechs Goldme-

daillen an sich brachten, die Rivalinnen dabei fast jedesmal um etliche Sekunden hinter sich ließen. Insofern war unsere Medaillenaufzählung am Anfang unvollständig, denn sechs Spartakiadesiege wiegen doch schon etwas. Oder wie denken Sie jetzt darüber?

„Bevor ich darauf antworte, möchte ich Ihnen erklären, wie seltsam es manchmal im Leben zugehen muß, bevor man in der Lage ist, etwas Überdurchschnittliches zustande zu bringen. Meine Eltern waren von Plauen nach Bitterfeld umgezogen, und der Zufall wollte es, daß sich nur wenige Schritte von unserer Wohnung entfernt ein Schwimmbecken befand. Hinzu kam der weniger erfreuliche Umstand, daß ich an einem Hüftleiden litt und der Arzt regelmäßiges Radfahren oder Schwimmen empfahl. Wären wir nicht umgezogen – in Plauen war der Weg zum Schwimmen ziemlich lang –, ich weiß nicht, ob ich so oft zum Wasser gefunden hätte. Ich will damit nur andeuten, daß von Zielstrebigkeit, Geradlinigkeit, Begeisterung oder Entdeckung sozusagen vom ersten Tag an nicht die Rede sein konnte. Die örtliche Nähe und der ärztliche Ratschlag trieben mich förmlich ins Wasser, das mich dann allerdings bis auf den heutigen Tag gefangenhielt."

Und Ihr erster Wettkampf?

„Von kleineren Konkurrenzen abgesehen, war das die Bitterfelder Kreisspartakiade 1970, obwohl ich schon als Neunjährige einmal meine Kräfte mit anderen maß. Ja, und dann ging's zur großen Spartakiade nach Berlin, und ich muß ehrlichen Herzens eingestehen: Damit begann eigentlich alles, was die Sportlerin Ender ausmachte. Es war mein erster wirklich großer Wettkampf, und die Menschenmassen in den Straßen der Hauptstadt und im Stadion beeindruckten mich kolossal. Nachdem ich so gut abgeschnitten habe, fragte ich mich lange Zeit nahezu täglich: Ob das so weitergehen kann? Ich antwortete mir selber, und das ist nicht übertrieben: Du willst noch besser werden!

Aber das kam erst etwas später. Der stärkste Eindruck war, ich sage es noch einmal, daß ich vor Tausenden Menschen schwamm, in großen Starterfeldern, und schließlich

auch noch Beifall hatte. Das war etwas geradezu unheimlich Großes, Ungeheuerliches. Ich sag's so, wie ich es als Elfjährige empfand, die noch mit Puppen spielte."

Und sportlich?

„Daß die Freude über sechs Siege groß war, muß ich nicht betonen. Heute weiß ich darüber hinaus, daß die Spartakiade ein einmaliges Feld der Bewährung war, eine echte Universität, die es mir ermöglichte, mich in allen Stilarten zu erproben, denn ich war ja zunächst eine Vielstarterin. Ich konnte wettkampfmäßig universell sein, mich unter harten Bedingungen überall prüfen, weil ich nichts zu verlieren hatte. Zwei Jahre später, zu den Olympischen Spielen 1972, schwamm ich zwar noch die 200 m Lagen, doch dann bevorzugte ich das Delphin- und Freistilschwimmen."

Ihre erste BSG?

„Das war die Betriebssportgemeinschaft Chemie Bitterfeld, Knut Balzmeyer war mein erster Übungsleiter und auch mein Trainer beim Sportklub in Halle."

Nehmen Sie heute noch Anteil an Spartakiaden?

„Ja. 1977 beispielsweise, als ich schon nicht mehr aktiv war, zog's mich wieder zum Berliner Friesen-Schwimmstadion, wo ich alles aus anderer Sicht noch einmal nacherlebte."

Und zu welcher Erkenntnis gelangten Sie aus Tribünensicht?

„Daß tatsächlich hier für mich alles begann und daß viele, viele andere auch ohne spätere olympische Medaillen mit Sicherheit begreifen gelernt haben, was sie mit ihrem Körper, mit ihren Nerven, mit ihren geistigen Kräften bei einiger Willensstärke alles schaffen können. Wenn ich noch einmal von mir ausgehen darf, so stelle ich aus voller Überzeugung fest, daß es mir gut bekommen ist, mit so vielen nervlichen Belastungen fertigzuwerden, daß physische und nervliche Anspannung so oft trainiert werden mußte. Nach meinen nunmehr absolvierten ersten Universitätssemestern sage ich das ohne Scheu. Das Studium ist oft hart, aber so, wie mir Rekorde nicht geschenkt wurden, wird mir und wird niemand anderem ein Examen zum Geschenk gemacht."

Hat man Sie in Ihrem Leben oft nach Spartakiadeerlebnissen gefragt?

„Ja, und originellerweise – oder auch nicht – in kapitalistischen Ländern. Ich war nach dem Ende meiner Leistungssportzeit mit Delegationen in Österreich und Frankreich, wo wir zu Foren und auch Pressekonferenzen auftraten. Schulsport, Körperkultur in der Volksbildung, Sinn, Inhalt und Aufbau der Spartakiadebewegung, das waren in der Tat die meistgestellten Fragen. Mit sechsmal Spartakiadegold war da gut zu antworten, könnte mancher entgegnen, doch das Wort Spartakiade steht ja bei uns für Millionen junger DDR-Bürger. Die sportliche Leistung steht im Vordergrund, gewiß, doch ich habe herausgefunden, dort lernt ein junger Mensch frühzeitig die ethischen Seiten des Sports erkennen. Vor allem lernt er, sich fair zu verhalten, die Gemeinschaft, das Kollektiv zu achten. Er lernt auch, daß der erbitterte sportliche Wettkampf gegeneinander nicht ausschließt, daß man Freund sein kann. Ist nicht allein schon das etwas Großartiges?“

Erkenntnisse am Grünen Gitter

Basketballer werden zur Kniebeuge genötigt – die vor einem Jahrhundert gemauerte Rundbogenpforte war nicht mehr für die „langen Kerls" vermessen, obwohl der Monarch, der sie hatte ausheben und in seiner Elitegarde aufreihen lassen, hier schließlich einst residierte. Eine hohe hölzerne Tür führt zum Pfarramt der Friedenskirche, ein Säulenhof schluckt den Lärm der nahen Straßen, dahinter öffnen sich die Kieswege des Marygartens zum Sanssouci-Park hin. Früher mögen hier Kabinettsräte, Küster, vielleicht auch Gärtner gewohnt haben. Eine große bronzene Tafel erinnert an die Sowjetsoldaten, die, unter Einsatz ihres Lebens für die Befreiung Europas kämpfend, hier im April 1945 angelangt waren und ihre Aufmerksamkeit sogleich auf den Schutz der unermeßlich wertvollen Schlösser, Galerien und Parks richteten.

Ein ungewöhnlicher Platz für ein Sportbüro, aber als sich in Potsdam für den DTSB-Kreisvorstand keine Bürokammer mehr finden ließ, mag jemand auf die Idee gekommen sein, ihn am Grünen Gitter unterzubringen, und nun werden wohl Jahre vergehen, ehe man sich wieder anderswo einmietet.

Der Weg ist gefunden: eine ausgetretene Holzstiege, riesig hohe Türen, noch höhere Decken, Wände, deren bröckelnder Putz von Plakaten zusammengehalten wird, und Regale voller Akten und Berichte.

Zwei Ordner – bei der Ausleihe ordnungsgemäß gegen Quittung in Empfang genommen – stecken voller Formulare, die einem Statistiker Freudenjauchzer entlocken würden: lange geordnete Spalten, Fragen, deren Antworten in Rubriken anzukreuzen sind, Platz für Zahlen zu Hunderten.

Der Chronist hat indes Mühe mit den Handschriften. Der Fragebogenausfüller 1965 – Jahr der ersten Kreisspartakiade im Kreis Potsdam – hatte keinen Kugelschreiber zur Hand, und an ein Tintenfaß war gleich gar nicht zu denken. Der Bleistift, den er schließlich nahm, war schlecht gespitzt – der ob seiner Akribie gefürchtete Monarch aus dem nahen Sanssouci hätte gewiß mit der Faust auf den Tisch geschlagen angesichts solch unübersichtlicher Schriftzeichen, aber er ist bekanntlich schon lange tot, und die DTSB-Verantwortlichen im Potsdamer Bezirk hatten offensichtlich damals keinen Anstoß daran genommen. Nirgends findet sich ein Hinweis darauf, daß das Blatt noch einmal auszufüllen sei.

Immerhin blieb vieles lesbar: „Nach Meinungen der Kinder, Jugendlichen, Funktionäre, Sportlehrer und vielen anderen Befragten waren die Methoden der Vorausscheide der Spartakiade ein großer Erfolg im Kinder- und Jugendsport unseres Kreises. Abgesehen von kleinen Mängeln, haben die Diskussionen über die ‚Stichtage' die meisten Sorgen bereitet, und wir sind der Meinung, daß ja letzten Endes die Funktionäre auf der Kreisebene die Leidtragenden sind. Im nächsten Jahr muß hier in dieser Frage in den zentralen Ebenen unbedingt Klarheit geschaffen werden."

Wurde auch! Der Ärger nach dem Sommer 1965 galt inzwischen längst vergessenen Auslegungen über die Startberechtigung in den einzelnen Altersklassen. Sie hier darzulegen hat wenig Sinn. Konstatieren wir nur, daß auf dem Weg zum Welterfolg der Spartakiaden auch das durchdacht, diskutiert und – wie man in diesem Fall vermerken kann – auch korrigiert werden mußte, ehe man das Problem im Griff hatte, Funktionäre nicht mehr verärgerte.

Blättern wir weiter in dem Aktenberg aus dem Haus am Grünen Gitter, notieren wir dabei noch einen Satz aus dem Protokoll des Jahres 1965, gefunden unter der Rubrik „Vorschläge zur Verbesserung der Spartakiaden": „Bei den Spartakiaden wirklich nur die bedeutendsten Sportarten wettkampfmäßig durchführen."

Der Mann, der das am 1. Juli 1965 zu Papier gebracht

hatte, führte dafür keine Gründe an. Wie man heute weiß, folgte man diesem Ratschlag nicht nur nicht, sondern beschritt den entgegengesetzten Weg – die Zahl der Sportarten nahm zu, und das ist mit Sicherheit ein großer Gewinn für die Spartakiadebewegung!

Hier ein Blick in die Liste der Sportarten von 1965: Basketball, Boxen, Fechten – mit nur vier Teilnehmern allerdings –, Fußball, Handball, Gewichtheben, Judo, Kanu-Rennsport, Leichtathletik, Moderner Fünfkampf, Radsport, Ringen, Rollsport, Schwimmen, Turnen, Volleyball, Schießen – summa summarum 17 Sportarten, in denen damals 991 Kinder und 1018 Jugendliche an den Start gegangen waren, was eine Gesamtteilnehmerzahl der I. Kreisspartakiade von 2009 Aktiven ergab.

16 Jahre später, am dritten Juniwochenende 1981, war die Liste der Sportarten fast doppelt so lang: Angeln, Billard, Boxen, Faustball, Fechten, Federball, Fußball, Gerätturnen, Gewichtheben, Handball, Hockey, Judo, Kanu-Rennsport, Kegeln, Leichtathletik, Leistungsgymnastik, Pferdesport, Radsport, Ringen, Rollsport, Rudern, Schach, Segeln, Sportschießen, Schwimmen, Tennis, Tischtennis, Volleyball, Wandern/Orientierungslauf, Wasserspringen, Hallenradsport – summa summarum 31 Sportarten mit 6333 Teilnehmern. Vergleiche zu den Zahlen von vor 16 Jahren erübrigen sich.

Die Beweiskraft dieser Zahlen läßt sich spürbar erhöhen, indem hinzugefügt wird, daß die Teilnehmer der Kreisspartakiade zuvor Ausscheidungen zu absolvieren hatten. 1965 waren 5404 Teilnehmer gezählt worden, 1981 waren es 23832!

Zahlen, imponierend, aber auch verwirrend. Lassen sie sich noch plastischer darstellen?

Einige Spalten in den Fragebogen sind leider leergeblieben. Schon 1966 war eine reizvolle Statistik in den Fragebogen gelangt, in der nach den Zeiten, Weiten, Höhen der Besten im 100-m-Lauf, im Weitsprung und im Hochsprung gefragt wurde, aber erst der Chronist des Jahres 1968 machte sich die Mühe, sie auch exakt auszufüllen.

Also: Der Spartakiadesieger 1968 in der B-Jugend (14- bis 16jährige) lief die 100 m in 11,3 s, der Sechste schaffte 12,0 s, und auf dem zehnten Rang wurde eine 12,2 s gestoppt – obwohl schwer zu erklären sein wird, wie man die Zeit des Zehnten eigentlich ermittelte ...

Im Weitsprung wurden in der gleichen Alterskategorie für den Sieger 6,29 m vermessen, für den Sechsten 5,58 m und für den Zehnten 5,49 m.

1981 waren die Alterskategorien geändert – vielleicht sogar wegen der 1965 monierten Querelen um die Stichtage. Der schnellste 16jährige hatte die 100 m in 11,1 s zurückgelegt, der beste 16jährige im Weitsprung 6,29 m erzielt.

Beachtenswert auch die Zeiten der Schwimmer: 1976 war das schnellste zehnjährige Freistilmädchen die 100 m in 1:17,0 min geschwommen – haargenau die gleiche Zeit übrigens wie die Silbermedaillengewinnerin der Olympischen Spiele von 1920 –, und die Sechste war mit 1:27,5 min gestoppt worden, was 1912 bei den Olympischen Spielen in Stockholm für den sechsten Rang gereicht hätte. Im Juni 1981 mußte sich die beste zehnjährige Schwimmerin mit 1:30,1 min abfinden und die Sechste wurde gar nur mit 1:50,2 min registriert. Keine Steigerung, wie die Ziffern bloßlegen, sondern sogar ein Rückgang! Dafür war der schnellste elfjährige Delphinschwimmer 1981 um über zwanzig Sekunden besser als der Kreisspartakiadesieger von 1976! So liegen die Dinge im Sport: Aufschwung und Abschwung, Überraschungen, Jubel, Enttäuschung. Die Zahlen auf den Bögen aus dem Haus am Grünen Gitter in Potsdam bestätigen es.

Noch einmal zu den Teilnehmerzahlen. 1980 hatte sich ein gewissenhafter Statistiker der Mühe eines Vergleiches dreier Jahre unterzogen. Die Gründlichkeit erzeugt angesichts des Blattes – Zunahmen in grün, Rückgänge in rot – Hochachtung 1978 waren in den Leichtathletik-Endkämpfen 1370 Kinder und Jugendliche gestartet, 1979 wurden 1472 in den Listen gezählt, aber 1980 waren die Zahlen gesunken – auf 1471. Im Juni 1981 waren es dann sogar 102 weniger, aber die Berichte wiesen keinerlei Alarmsignale aus. Ob

Leichtathleten zum Fußball übergewechselt waren? Oder zu anderen Sportarten? Die Fragebogen geben keine Antwort darauf, und wir grollen ihnen deswegen auch nicht ...

Im zweiten Ordner stößt man auf Abrechnungen. Wieviel kostet eine Spartakiade? Wird Geld verschwendet? Wird es mit Geiz verwaltet?

Man hatte einen Plan aufgestellt, der Ausgaben in Höhe von 41398,25 Mark vorsah. Bei 23832 Teilnehmern dieses zweitägigen Festes ein Aufwand von 1,74 Mark pro Aktivem – selbst der sparsamste Rechnungshof würde da wohl keinen Einwand erheben. Allein 9000 Mark kosten die Medaillen, 1700 Mark die Dienste des Deutschen Roten Kreuzes, die zwar selten in Anspruch genommen, aber doch vorsichtshalber immer gesichert werden. Für die Ausgaben der 31 Kreisfachausschüsse, deren Funktionäre letztendlich das Fest organisierten, waren 21100 Mark eingeplant worden, die Faustballer gaben ganze 40 Mark aus – zu dem von ihnen organisierten Turnier waren 35 Aktive erschienen –, bei den Seglern belief sich die Abrechnung auf 1369,60 Mark, und die höchsten Ausgaben ergaben sich bei den Leichtathleten mit 3495,66 Mark. Im Bericht der Leichtathleten wurde allerdings ein Mangel konstatiert: „Die Kinder hatten keine Teller für das Mittagessen!" Notiert natürlich nur, um beim nächsten Mal diesen Mangel rechtzeitig zu beheben.

Auch ohne Teller wurden immerhin 21 Spartakiaderekorde, 12 Kreisrekorde, zwei Bezirksrekorde und sogar ein DDR-Rekord – über 800 m bei den 10jährigen Jungen durch Mark Eplinius – erzielt.

Zurück zur Bilanz. Der Plan, der durch Zuwendungen aus den Kassen des Rates des Kreises, des Rates der Stadt, dem Haushalt des DTSB, dem Konto Junger Sozialisten und – man lese und staune – einem Überschuß aus dem Jahre 1980 in Höhe von 1398,25 Mark zustande gekommen war, reduzierte sich, weil die Summe vom Konto der Jungen Sozialisten halbiert wurde, doch gerieten die Finanzen deshalb nicht ins Wanken: Von den vorhandenen 38898,25 Mark wurden am Ende nur 37576,80 Mark verbraucht, so daß man ge-

lassen ins Jahr 1982 gehen konnte, die Potsdamer Banken verwalten weiter einen Spartakiade-Überschuß!

Noch ein Blick in eine andere, gehaltvolle Spalte der Statistiken: In welchen Sportgemeinschaften und Schulsportgemeinschaften wurden im Vorfeld der Kreisspartakiade neue Sektionen oder Mannschaften gebildet?

Bei den Leichtathleten wurde eine Neugründung von Turbine Potsdam gemeldet, bei den Fußballern drei neue Mannschaften bei Dynamo Potsdam, drei Mannschaften bei DEFA Babelsberg und eine bei Einheit Werder, die Handballer freuten sich über neue Mannschaften bei der SG Bornim und bei der BSG Post Potsdam, Hockey signalisierte eine Neugründung bei der BSG electronic Teltow, Volleyball solche bei der Betriebsberufsschule der Deutschen Post, der Wohnsportgemeinschaft Stern, bei Dynamo Plessow und bei der ASG Neuseddin. Turbine Potsdam formierte zusammen mit der Schulsportgemeinschaft der POS 17 eine Faustballmannschaft, eine Riege der Geräteturner entstand bei der SSG Michendorf und eine neue Ringerstaffel bei der Schulsportgemeinschaft Rehbrücke. Gewichtheber kamen in Beelitz dazu, Federballer bei Post Potsdam, Tennisspieler in zwei neuen Mannschaften bei Medizin Potsdam und eine bei der TSV Stahnsdorf. Tischtennissektionen entstanden in Werder, Teltow und in der Potsdamer Waldstadt.

Vielleicht neigt der eine oder andere Leser zu der Auffassung, daß die Potsdamer Kreisspartakiaden nun hinlänglich beschrieben und erläutert sind, doch muß der Chronist noch einmal zum Posten 2 der Abrechnung zurückkommen, dem Druck einer Broschüre, die 2359,65 Mark verschlang. Dieses 56-Seiten-Heft ist nämlich das Rückgrat der bewundernswerten Organisation des alljährlich mit gleichem Eifer und Fleiß organisierten Festes.

Es enthält einen Überblick über alle Wettkampfstätten, die vom Ernst-Thälmann-Stadion bis zum Segelrevier auf dem Schwielowsee und vom Boxring auf der Freundschaftsinsel bis zum Treffpunkt der Sportangler an der Caputher Gemünde reicht. Der Zeitplan für die Leichtathletikwettbe-

werbe, die von Freitag 14 Uhr bis Sonntag 12.25 Uhr auszutragen waren, umfaßt nicht weniger als 223 (in Worten: zweihundertdreiundzwanzig) verschiedene Wettbewerbe in zehn verschiedenen Altersklassen! Es gab allein 16 Wettkämpfe im Kugelstoßen und ebensoviel Hürdenlaufentscheidungen. In Fällen, wo sich mehr als acht Bewerber qualifiziert hatten, mußten dazu noch Vorläufe organisiert, gestartet und von den Zielrichtern protokolliert werden.

Und um das Ausmaß dieses Festes noch einmal greifbar zu machen: In der gesamten DDR mußten somit bei den Kreisspartakiaden an die 3500 Kugelstoßwettbewerbe abgehalten werden, ehe alle Medaillen in dieser Sportart vergeben waren! Da man zumindest drei Kampfrichter dazu benötigt, um diese Sieger zu ermitteln, waren demzufolge allein 10500 Freunde des Sports und der Spartakiade mindestens je eine halbe Stunde mit dieser Aufgabe befaßt, was wiederum mit 5250 Stunden oder 219 Tagen oder mehr als sieben Monaten freiwilliger Tätigkeit gleichzusetzen ist!

Für viele Sportarten wies die Ausschreibungsbroschüre sogar zwei Varianten aus: Die Boxer sollten bei gutem Wetter ihre Sieger auf der Freundschaftsinsel ermitteln und wären bei Regen in die Motor-Sporthalle umgezogen.

Spartakiaden stehen wohlgemerkt allen offen. In der Ausschreibung der Rollschnelläufer, die auf dem Fahrschulparkplatz am Hauptbahnhof 33 Teilnehmer registrierten, fand man unter der Stichzeile „Startberechtigt": „Alle Kinder und Jugendlichen mit Spezial- und Straßenrollschuhen".

Wolfgang Klug, der dort Verantwortung trug, notierte in seinem Bericht: „Der Ablauf war gut vorbereitet. Die Funktionäre des Kreisvorstandes hatten die Nutzung des Parkplatzes gut vorbereitet." Allerdings erschien der verpflichtete Gesundheitshelfer nicht, und das dürfte bei der ersten Sitzung des Spartakiadekomitees im nächsten Jahr Tagesordnungspunkt einer Aussprache mit der Zuständigen gewesen sein.

Nicht überall genügten ein paar Rollschuhe, bei den Seglern mußte ein gültiger Meßbrief vorgelegt werden, der die

korrekten Maße des Bootes nachwies, dazu ein Sportausweis mit allen erforderlichen Eintragungen und das Sportabzeichen 1981. Der Bericht vom Schwielowsee enthielt denn auch den Hinweis, daß alle 150 Jungen und Mädchen, die sich um die Medaille eines Kreisspartakiadesiegers beworben hatten, mit dem Sportabzeichen erschienen waren.

Aber diese Ausschreibungsbroschüre komplettiert noch längst nicht das Bild der Organisation, wie sie die beiden Ordner aus dem Haus am Grünen Gitter vermitteln. Da mußten bei der Schülerspeisung lange vorher Essenportionen bestellt werden, dazu noch 590 Liter Tee in Thermophoren, bei der Abteilung Handel und Versorgung der Stadt für sieben Sportstätten ambulanter Handel mit alkoholfreien Getränken, Bockwurst, Bratwurst, Keks, Bonbons, Eis und Obst angefordert werden. Dazu zehn Kästen Limonade als Reserve.

Zehn Kästen Limonade mögen kein sonderlich erregendes Thema sein, aber wenn sie an einem heißen Sommertag bei einem Jugendsportfest vom Rang der Spartakiade nicht zur Verfügung stehen, können Durst und Erregung groß werden.

Und in den Ordnern finden sich auch nicht nur Briefe, in denen die Spartakiadevorschläge mit Beifall aufgenommen werden. Ein Oberschuldirektor teilte dem Spartakiadekomitee lakonisch mit, daß mindestens dreierlei „nicht zu realisieren" sei: Das Telefon in der Schule könne aus „Sicherheitsgründen" nicht benutzt werden, bei Unfällen stünde ohnehin die nahe Poliklinik zu Verfügung, der erste Spieltermin der Spartakiade kollidiere mit einer Unterrichtsstunde, was „erfordert, daß der Schulrat einem Ausfall des Sportunterrichts an unserer Schule zustimmt", und schließlich müsse das „Problem des Mittagessens" geklärt werden.

Der Brief wurde beantwortet und konnte – wie man vermuten darf – durch eine kluge Entscheidung schnell abgelegt werden. Die Potsdamer Kreisspartakiade wird nämlich nicht nur in den hohen Zimmern am Grünen Gitter organisiert, sie kann sich – wie man umgangssprachlich zu formulieren pflegt – auf alle gesellschaftlichen Kräfte stützen.

Der Chronist kann beeiden, daß er die beiden – insgesamt 1,95 kg schweren – Ordner nach 48stündigem Aktenstudium wieder zurücktrug an die Parkpforte von Sanssouci. Sie wurden in seiner Gegenwart wieder ins Regal geschoben und werden dort vermutlich ein paar Jahre zubringen, bis vielleicht der Raum zu eng wird und jemand auf die Idee kommt, den Inhalt durch Ablieferung an eine Sammelstelle für Sekundärrohstoffe der Wiederverwendung zuzuführen und den sich dabei ergebenden Erlös auf das Konto einzuzahlen, auf dem die Spartakiadegelder verwaltet werden.

In Dresden heißt die einstige Schatzkammer der sächsischen Könige das Grüne Gewölbe. Beenden wir diesen Report mit dem Hinweis darauf, daß sich die Schätze in den Spartakiadeordnern am Grünen Gitter damit nicht vergleichen lassen, daß sie aber auch über Reichtum Aufschluß geben – den Schatz einer ganz simplen Kreisspartakiade mit ihren wertvollen Traditionen und ihren reichen Erfahrungen.

Sieger von damals

Er sitzt vor seinem Aquarium und beobachtet Zierfische: „Das kann ich stundenlang tun, die Farben, die Bewegungen, das reizt mich." Klaus-Dieter Voels, Ingenieur im Reparaturwerk Neubrandenburg, war 1966 einer der ersten Spartakiadesieger der ersten Spartakiade. Erinnert er sich noch des Sommertages im Berliner Jahn-Sportpark?

Die Frage elektrisiert ihn, die schillernden Fischlein verlieren jeden Reiz: „Haargenau, jede Einzelheit weiß ich noch. Vormittags hatte es gereget, nachmittags war schönster Sonnenschein. Ich fand mich mit den anderen Finalteilnehmern am Meldeplatz ein. Favorit war natürlich Christian Rudolph, der Cottbuser. Ich hatte mir Hoffnungen auf den dritten Platz gemacht. Damals liefen wir noch 300 m Hürden. So 15 m vor dem Ziel hatte ich plötzlich das Gefühl, daß ich ihn vielleicht noch erreichen könnte. Rudolph lief ganz innen, er hatte sicherlich gar nicht mehr damit gerechnet, daß noch je-

mand käme. Das schaffst du, ging es mir durch den Kopf. Und tatsächlich habe ich ihn dann auch noch abgefangen. Mit 39,6 s – damals gab es noch keine elektronische Zeitnahme – lief ich die beste Zeit meiner Laufbahn und wurde Sieger. 17 Jahre war ich. Christian hat geweint, so enttäuscht war er, und ich, ich habe gelacht, versteht sich. Es war ein großer Tag!"

Die Goldmedaille, die er mit nach Hause brachte?

Sie ist zu Hause in Ferchen, bei seinen Eltern, einer 600-Einwohner-Gemeinde. Warum sie dort ist, weiß er nicht so genau zu erklären.

Wer erinnert sich heute noch daran, daß er damals Spartakiadesieger war?

Der Ingenieur Voels läßt mich glauben, daß er es auch niemandem auf die Nase binden möchte. Er war sogar sehr skeptisch, als man ihm sagte, daß jemand aus Berlin mit ihm reden, über ihn schreiben wolle. Zum verabredeten Treffpunkt in der Neubrandenburger Stadthalle, wo seine Kollegen an diesem Abend ein Hallenfußballturnier austrugen, erschien er wohl deshalb auch nicht. Man darf vermuten, daß er die Ankündigung, jemand wolle ihn interviewen, für einen deftigen Kollegenulk hielt ...

So begegneten wir uns in der modernen Dreizimmerwohnung auf dem Neubrandenburger Lindenberg – am Aquarium.

„Der Sport war ein Lehrmeister für mich", sagt er mit Überzeugung. Eine Verletzung hatte seine Leichtathletiklaufbahn beendet. Er lernte Dreher im Reparaturwerk und qualifizierte sich im fünfjährigen Abendstudium zum Ingenieur.

„Die Energie zum Beispiel, die ich dafür brauchte, die Konzentration, das alles möchte ich dem Sport zuschreiben."

Der Sieger der ersten Spartakiade verließ die Aschenbahn und wechselte auf den Fußballrasen. Seit 15 Jahren spielt er in der ersten Mannschaft von Motor Süd Neubrandenburg, einer Bezirksligaelf, die meist auf vorderen Plätzen zu finden ist. In der ersten Halbserie vor dem Jahreswechsel 1982 schoß er als Rechtsaußen sechs Tore. So hat er seine Bin-

dung zum Sport nie verloren. Ehefrau Renate – 13 Jahre sind die beiden verheiratet – treibt Gymnastik und trabt ihre Meilen um das Hochhaus. Ihr Beispiel hat schon manchen Bewohner ermuntert, sich ebenfalls als Läufer zu versuchen. Zwei Kinder, Matthias und Michael, treiben ebenfalls Sport. „Mal dies, mal das, der Ältere spielt jetzt gerade Handball."

Stehen ihm die DDR-Leichtathleten unserer Tage nahe? Wer hat ihm 1981 am meisten imponiert? Schwärmt er nur für Hürdenläufer?

„Das Größte im Sommer 1981 hat Werner Schildhauer vollbracht. Erst der Europapokalsieg in Zagreb, dann auch noch Sieg in Rom beim Weltpokal, das hat mir imponiert!"

Wie reagierte er, als Schildhauer das Ziel passierte?

„Da fragen Sie mal meine Frau", empfiehlt er. Und die lacht und verrät: „Da wird gebrüllt, daß die Wände wackeln!"

Das klingt fast unglaubwürdig, wenn man ihn am Aquarium sitzen sieht, das Spiel der kleinen bunten Fische verfolgend.

Voels ist wohl mehr ein leiser Sieger, einer, der die Medaille bei den Eltern ließ und sich nicht vorstellen kann, daß sich heute noch jemand für ihn interessiert.

Er ist einer von Tausenden Spartakiadesiegern, aber einer, der nie den Sprung in die Nationalmannschaft der DDR schaffte und nie ein Olympiastadion von innen sah. Einer von den vielen, die man überall in diesem Land trifft und von denen man überall hören kann, daß sie ihre Aufgaben zu lösen verstehen. Wie auch Christian Rudolph, der Hans-Dieter Voels damals unterlegen war, heute an einer Cottbuser Schule unterrichtet und nebenbei in der Betriebssportgemeinschaft Tiefbau als Übungsleiter wirkt. Oder der Hammerwurfsieger von damals, Günter Bresemann, der als Volkspolizist seinen Dienst tut, während Karin Golze, die bei den A-Mädchen – so die damalige Kategorisierung für die 16- bis 18jährigen – den 400-m-Lauf gewann, als Lehrausbilderin für elektronische Datenverarbeitung arbeitet, und der 400-m-Sieger bei den 14- bis 16jährigen, Reinhard Sprenger, der als Leutnant der Zivilverteidigung seinen Dienst tut und mit den

Errungenschaften unseres Landes auch die Errungenschaft Spartakiade schützt. Nebenbei machte er sich in Bad Liebenwerda einen Namen als Meilenläufer.

Ihnen allen geht es wie dem Ingenieur in Neubrandenburg: den Tag vor langen Jahren vergessen sie nicht, und die Werte, die ihnen der Sport vermittelte, werden ihnen noch lange nützen.

Erinnern sie sich auch noch der Männer, die sie damals betreuten?

Der Mann am Aquarium lächelt: „Walter Gladrow? Der kommt öfter mal auf den Fußballplatz, wenn ich spiele, und nimmt ein Auge voll mit ..."

Auch das: Die Spartakiaden knüpften viele Fäden, die nächste mit Sicherheit neue ...

Zahlen

1833 brach in Kölns Bürgerschaft ein heftiger Streit aus, nachdem man der Stadt durch ein Dekret das sogenannte Stapelrecht entzogen und dafür einen Freihafen zugestanden hatte. Es wäre zu aufwendig, den Hintergrund dieses Disputs durch lange Erklärungen aufhellen zu wollen, begnügen wir uns mit der Feststellung, daß es den Streitenden allein darum ging, ob die eine oder andere Einrichtung mehr Gewinn verspräche. Die „Kölnische Zeitung" jener Tage – auf Absatz und damit ebenfalls Gewinn bedacht – richtete in ihren Spalten zwei Rubriken ein. Die eine trug die Überschrift „Zahlen beweisen" und die andere den Titel „Zahlen beweisen nicht". Amüsiert kauften Kölns Handelsherren allmorgendlich das Blatt, um durch Zahlen neues Für und Wider zu erfahren.

Seitdem findet man sowohl die eine Behauptung als auch die andere in den meisten Zitatensammelwerken, die allerdings oft noch den Hinweis auf den Physiker und Publizisten Johann Friedrich Benzenberg (1777–1846) folgen lassen, der in seinen Büchern die Wendung „Zahlen entscheiden" ver-

wendet hatte und deshalb als geistiger Inspirator jenes Streits betrachtet wird.

Auch im Sport wiegen Zahlen zuweilen schwer, zuweilen gar nichts. Ein Beispiel für viele: Bestenlisten in der Leichtathletik, die von einer großen Schar akribischer Registranten Monat für Monat und Jahr für Jahr zusammengetragen werden. Die Stunden großer Entscheidungen aber degradieren solche Listen zu wertlosem Papier, weil niemand mit dem Ruhm, der Weltranglistenbeste gewesen zu sein, von Olympischen Spielen heimkehren kann, weil nämlich dann nur interessiert, wer eine olympische Medaille zu erobern imstande war.

Selbst jemand, der sich Jahre hindurch an der Spitze der ewigen Weltrangliste zu behaupten weiß – wie etwa der Afroamerikaner Bob Beamon dank seines legendären 8,90-m-Sprungs von Mexiko-Stadt im Jahre 1968 –, wird nicht wegen dieser Listenposition gerühmt, sondern allein wegen seines Weltrekords.

Womit nicht gerade die These untermauert werden soll: „Zahlen beweisen nichts", sondern nur ein Hinweis darauf formuliert wird, daß solche Zahlenlisten übersichtlich und informativ sind, aber keinerlei Aufschluß über das Vermögen eines Athleten geben, sich im entscheidenden Augenblick zu konzentrieren und seine höchste Leistung zu erzielen, was neben anderem auch voraussetzt, daß man seine Nerven im Zaum hat.

Andererseits gilt dennoch: „Zahlen beweisen" – her mit den Listen, die dafür zeugen können!

Der Leichtathletikverband der DDR veröffentlicht alljährlich eine Bestenliste seiner Athleten, die gewissenhaft nach Altersklassen gegliedert ist. So gibt eine spezielle Liste „Weibliche Jugend, Altersklasse 13" Aufschluß darüber, wer die 20 besten 13jährigen Mädchen des Jahres waren.

Ist das wichtig? Vielleicht nicht allzuwichtig, aber – interessant. Die Leipzigerin Kerstin Behrendt – die Liste verrät auch ihr Geburtsdatum: 2. September 1967 – erwies sich als die schnellste Sprinterin des Jahres 1981. In 7,77 s durchlief

sie die 60 m, und das hätte – nur so zum Vergleich – vor einem halben Jahrhundert noch als Weltrekord auf dieser Strecke gegolten. Die 100 m schaffte sie in 12,36 s, und dies wiederum ließ sie auf den 52. Platz der Liste der schnellsten 100-m-Läuferinnen aller Altersklassen 1981 in der DDR gelangen, einer Liste, die von der Weltrekordlerin Marlies Göhr angeführt wird und in der sich sonst keine 13jährigen finden. In der Rubrik der 400-m-Läuferinnen führt in der Liste der 13jährigen Vera Krisch vom Berliner TSC-Klub, die mit ihrer Zeit von 56,98 s den Rang 50 in der Liste „aller Altersklassen" belegte und über 800 m mit ihren 2:10,70 min sogar auf den 29. Rang gelangte! Weit wichtiger jedoch als diese Positionen ist eine andere Erkenntnis, die diese Liste vermittelt: Die überwiegende Mehrzahl aller Bestleistungen der 13jährigen wurden bei der Kinder- und Jugendspartakiade erzielt. Zum Beispiel: Die zehn besten 60-m-Läuferinnen des Jahres 1981 erzielten ihre besten Zeiten am 22. Juli in Berlin. Von den zehn besten 100-m-Läuferinnen kamen zehn am 23. Juli – Datum des Finals – zu ihren persönlichen Rekorden, und auch die 400-m-Zeiten der besten Zehn stammen ausnahmslos aus Berlin, aufgestellt in Vorläufen – am 21. Juli – oder im Finale am 22. Juli. Über 800 m stammen vier der zehn Bestzeiten aus den Spartakiadetagen, über 80 m Hürden sind es wieder zehn von zehn, und wer die Bestenliste der Sprintstaffeln studiert, erfährt dabei nicht nur Zeiten, sondern auch das Datum des Tages der Entscheidung in Berlin, denn hinter den zehn führenden Staffeln steht Zeile für Zeile das gleiche Datum – 25. Juli.

Genug der Zahlen, die Beweiskette ließe sich beliebig weiterknüpfen.

Was beweist sie? Daß die Spartakiade für einen emotionalen Höhepunkt im sportlichen Leben der Kinder sorgt, der zu Höchstleistungen animiert und Kräfte freilegt, die sonst nicht freigelegt werden.

Wofür das wichtig ist? Um mit Benzenberg – „Zahlen entscheiden" – sagen zu können, daß die Spartakiaden echte Feste sind!

Jesse Owens 600 Worte

Ich bin ihm oft im Leben begegnet und habe manchen Plausch mit ihm gehabt – vor allem aber: Ich habe ihn immer bewundert!

Jesse Owens war ein Athlet, der seiner Zeit um eine Generation voraus war. Es ist ein beliebtes Vorhaben, Überlegungen anzustellen, wie schnell dieser Afroamerikaner, der noch aus selbstgegrabenen Startlöchern auf Aschenbahnen die 100 m in 10,3 s absolvierte, mit modernen Startblöcken und auf Tartan gelaufen wäre. Sein Weitsprung-Weltrekord – 8,13 m, im Mai 1935 aufgestellt – behauptete sich 25 Jahre und 79 Tage und erwarb sich damit den Ruf einer der ungewöhnlichsten Bestleistungen der Sportgeschichte.

1956 kam er als Abgesandter des amerikanischen Präsidenten nach Melbourne – es war simple Wahlpropaganda, einen Afroamerikaner als Repräsentanten des ersten Mannes der USA in die Welt zu schicken –, und 1968 führte uns der Zufall der Kartenverteilung für die Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele in Mexiko-Stadt an einen Reportertisch im Stadion – er mit dem Mikrofon einer kleinen, vornehmlich für Afroamerikaner sendenden Radiostation in Chikago, ich mit der Schreibmaschine, auf der der Bericht für „Neues Deutschland" geschrieben werden sollte. Ich werde nie vergessen, wie er über die Wolken fabulierte, die an diesem Tag der Sonne den Weg verlegten und die er mit den Schatten verglich, die die Gefahr eines Krieges auf die Welt warfen.

1972 war er als Korrespondent der „New York Times" in München und schrieb eines Tages einen 600-Worte-Bericht über die Kinder- und Jugendspartakiade der DDR, obwohl er sie nur vom Hörensagen kannte.

„Dieses Land", so formulierte er in den vorolympischen Tagen von 1972, „das mit seiner Bevölkerungszahl – 17 Millionen Einwohner – nur an 96. Stelle in der Welt rangiert, dürfte mit einiger Sicherheit unter die führenden fünf Länder der Welt in der Medaillenstatistik gelangen. Viele vermuten sogar, daß sich dieses sozialistische Land vor den Russen in

der Länderwertung plazieren könnte ... Dort existiert ein ‚Farm-System' wie in keinem anderen Land. Es wird die Spartakiade-Bewegung genannt. Alle zwei Jahre wird eine zentrale Spartakiade veranstaltet. Man könnte es eine riesige Jugend-Olympiade nennen. Mehr als 12000 junge Athleten nehmen an der Sommer- und Winterspartakiade teil, und viele Sieger dieser Spartakiaden starten jetzt in der DDR-Olympiamannschaft in München. Die DDR-Regierung hat sich das Ziel gestellt, 35 Prozent der Bevölkerung bis 1980 in irgendeiner Weise für den Sport zu gewinnen ... Ich bin gefragt worden, ob mich dieses System nicht an die Bemühungen der Nazis vor dem zweiten Weltkrieg erinnert. Ich antworte darauf: Nein! Es ist nichts Unrechtes an diesem Spartakiadeprogramm."

Die nächsten Sätze ließen mich stutzen: „Die Ostdeutschen bemühen sich um Anerkennung durch den Sport, denn es gibt nicht viel mehr, was sie den jungen Menschen in dem sozialistischen Deutschland offerieren können. Dabei ist es gut, diese jungen Menschen zusammenzubringen. Viele kommen aus einer Armut, die sich nur mit der in den Ghettos der USA vergleichen läßt, und wir haben schließlich ähnliche Sportprogramme. Wenn auch in kleinerer Dimension für unsere Jungen und Mädchen. Die Jugend in der DDR will irgend etwas tun, und es stört mich nicht, daß hinter der Sportbewegung eine totale staatliche Leitung steht ... Auf alle Fälle, ich wünsche ihnen Glück. Was hat die DDR sonst noch den jungen Menschen zu bieten? Wir haben in den USA nach wie vor das beste System in der Welt." Diesem Schlußsatz folgte der übliche Hinweis: „The New York Times News Service" (Der New-York-Times-Nachrichtendienst).

Er verglich die Spartakiade mit den gut ausgestatteten Farmmannschaften in den USA, in denen der Nachwuchs des amerikanischen Profisports herangezogen wurde – ein höchst unpassender Vergleich, aber der einzige, der ihm einfiel.

Kein Zweifel: Der beste Sprinter, den die Welt je sah, war

von dem, was er über die Spartakiadebewegung in der DDR gehört hatte, begeistert.

Im übrigen aber glaubte er, was er in der „New York Times" und anderen amerikanischen Blättern über die DDR täglich las: Trist, öde, trostlos, einförmig, fade, uniform, langweilig. Amerikanische Zeitungen können solchen Unfug drucken, weil kein USA-Bürger etwa das DDR-Fernsehen einschalten und sich über die Wirklichkeit informieren kann, weil kaum ein USA-Bürger seinen Urlaub in der DDR verbringt – nicht zuletzt, weil ihm das zu Hause den Vorwurf eintragen würde, „rot" zu sein, was höchst gefährlich, genauer: lebensgefährlich wäre – und weil eine Dresdner Kunstausstellung in den USA die in Jahrzehnten aufgebauten Vorurteile ebensowenig einreißen kann wie die sportlichen Erfolge der DDR.

Immerhin: Jesse Owens war wenigstens so mutig, dem dummen Gerede zu widersprechen, das unverschämte Parallelen zu den Nazis herzustellen versucht.

Andererseits: Er glaubte vielleicht allen Ernstes, daß es in der DDR Armut wie in amerikanischen Slums geben könnte. Oder resultierte seine Meinung nur aus eigenen Erfahrungen – sich im Sport bis zur letzten Grenze schinden zu müssen, um den Ghettos der Armut und der Rechtlosigkeit zu entkommen – mit dem „amerikanischen System"?

Ich kann mich sehr gut daran erinnern, daß ich ihm 1972 in München – wenn auch im Spaß – die Frage stellte, ob der allerletzte Satz vom New-York-Times-Nachrichtendienst hinzugeschrieben worden war oder von ihm selbst stammte. Jesse konnte ausnehmend herzlich lachen. Er tat es – statt einer Antwort ...

In seinen Lebenserinnerungen hat Owens viele Fragen aufgeworfen. Auch warum die USA „in Vietnam länger Krieg führen als jemals vorher in unserer Geschichte, und eine Viertelmillion Männer töten oder zu Krüppeln schießen lassen. Zuerst führen wir die Welt einer neuen, besseren Zeit entgegen, und dann fordern wir sie auf, für diese neue Welt zu sterben, während wir nur dasitzen und auf die Knöpfe drücken – auf die falschen Knöpfe."

Jesse Owens wußte genug vom Leben, und er wußte auch genug von jenem amerikanischen „System", das er – oder ein anderer unter seinem Namen? – das beste in der Welt genannt hatte.

Der Vater dieses großartigen Athleten – so läßt sich seinen Memoiren entnehmen – hatte nie in seinem Leben ein Buch berührt und nicht einmal die von der Mutter sorgsam gehütete Familienbibel in die Hand genommen. Nicht, weil er nicht lesen konnte, sondern weil es Sklaven bei Todesstrafe verboten war, in „Büchern" zu lesen, und weil ihm Eltern und Großeltern dieses Sklavenhalterverbot mit solcher Eindringlichkeit gepredigt hatten, daß er schließlich felsenfest überzeugt davon war, er würde unermeßliches Leid über seine Familie bringen, wenn er eines Tages doch ein Buch in die Hand nähme.

Als Owens 1936 mit vier Goldmedaillen von den Olympischen Spielen heimkehrte, empfing man ihn in New York mit einer Konfettiparade ohnegleichen, aber dann wartete er Monate darauf, daß ihm jemand eine Arbeit anbieten würde. Er mußte Geld für seine Familie verdienen. Die Universität, die seine Olympiatriumphe in ehernen Lettern an ihrer Ehrentafel verewigt hatte, wollte ihm zwar gestatten, seine Studien fortzusetzen, forderte aber nicht unbeträchtliche Gebühren und obendrein die Bezahlung für ein Bett im Internat. Schließlich wurde er „Sportplatzberater" für 30 Dollar (damals etwa 120 Mark) in der Woche. Eines Tages bot man ihm an, in einer Tournee mitzuwirken, die Baseball unter Afroamerikanern populär machen sollte – zu dieser Zeit waren in den großen Baseballmannschaften der Profiliga nur weiße Spieler zugelassen. Er hielt das für eine echt sportliche Offerte, bis er erfuhr, daß er nicht in einer der beiden „schwarzen" Mannschaften spielen, sondern in der Pause gegen ein Rennpferd 100 Yards laufen sollte. Man beruhigte ihn, daß seine Siege garantiert wären, weil man die Startpistole so abfeuern würde, daß der Knall das Pferd für ein paar Sekunden irritieren würde. Er bedachte sich fünf Tage, dann nahm er an – weil seine Familie das Geld brauchte.

„Von Stund an war ich nicht mehr länger der selbstbewußte Mann, der bei den Olympischen Spielen vier Goldmedaillen gewonnen hatte. Ich war zum Spektakel geworden, ein verrückter Kerl, der seinen Lebensunterhalt unehrenhaft verdiente, indem er gegen ein verschrecktes Tier kämpfte, aber dennoch kämpfte ich gegen jene Pferde, weil 5 Cent von jedem Dollar, den die Zuschauer Eintritt zahlten, in meine Tasche wanderten. Ich fand es entwürdigend und erniedrigend, aber es bedeutete für mich, daß ich im nächsten Herbst an die Universität zurückgehen konnte." So Jesse Owens in seinen Lebenserinnerungen – über einen Aspekt des „besten Systems der Welt".

Er beendete übrigens nie die Universität, weil eines Tages ein Mann zu ihm kam, der ihm vorschlug, „ohne auch nur einen Finger zu krümmen, eine Million Dollar zu machen".

Jesse Owens fand das prächtig und stieß bald überall auf Läden für chemische Reinigungen, die seinen Namen im Schaufenster trugen. Und er kam tatsächlich zu Geld. Zu so viel Geld sogar, daß er für seine Eltern ein 15-Zimmer-Haus in Cleveland kaufen konnte. In seinen Erinnerungen gestand er allerdings: „Aber sie konnten nicht lange darin wohnen. Im Jahr 1939 mußte ich das Haus verkaufen. Eines Tages, im Herbst jenes Jahres, konnte ich meine Hauptgeschäftspartner überhaupt nicht erreichen. ‚Sie sind in der Stadt', wurde mir ausgerichtet." Sie kamen nie wieder in die Stadt, weil sie spurlos verschwunden waren. Fünf Jahre hindurch mußte Jesse Owens täglich an drei Arbeitsstellen schuften, um die Schulden zu bezahlen, die seine Partner ihm hinterlassen hatten. „Das bedeutete, daß unser drittes Kind in Armut, von der ich glaubte, daß ich sie längst überwunden hätte, zur Welt kam."

Erst als der Ford-Konzern ins Rüstungsgeschäft einstieg und dringend schwarze Arbeiter benötigte, die man bis dahin nicht sonderlich gern eingestellt hatte, kam Jesse Owens wieder zu Geld – Ford engagierte ihn als Werbemanager für seine Montagebänder und damit für die Mehrung seines Profits!

Man möchte bei allem glauben, daß es ein Mann des New-York-Times-Nachrichtendienstes war, der ihm 1972 die letzten Sätze seines Spartakiadeartikels formuliert hatte ...

Erst kein Wasser, dann kam Gold

„Herrnschwende hat keine Brunnen. Einige Bohrungen förderten nur ungenießbare Flüssigkeiten ans Tageslicht. So nehmen Mensch und Vieh, jung und alt, Hund und Pferd ihr Wasser aus der Helbe. Einige Bauern haben flache Gräben vom Fluß abgezweigt, eine Kiesmatte eingelegt und auf diese Weise versucht, halbwegs verwendbares Wasser in ihre Höfe zu lenken. Doch auch das eignete sich nur zur Viehtränke und für die Reinigung. Trotzdem mußte es der Mensch benutzen, seit mehr als 600 Jahren – denn so alt ist unser Dorf –, zum Waschen, Trinken und auch zum Kochen. Was blieb ihm übrig, er kann ja nicht nur Bier trinken oder Kartoffeln mit Milch kochen ..."

Diese sarkastische Anklage gegen die Regierenden eines halben Jahrtausends, die es allesamt nicht vermochten, eine 400 Seelen zählende Dorfgemeinschaft mit Wasser zu versorgen, findet sich in einer Ausgabe des „Neuen Deutschland" vom Oktober 1954. Der Bürgermeister des Fleckens in der nordthüringischen Ackerebene, der diesen Report gab, wußte jedoch zu berichten, daß nun die Staatsmacht einer sozialistischen Gesellschaft jene 260000 Mark und alle Kapazitäten bereitstellte, die den Bau einer Wasserleitung von der nahegelegenen Stadt Greußen nach Herrnschwende ermöglichten.

Was dieser Rückblick mit der Spartakiade zu tun hat? Das „vergessene Dorf" in geschichtsträchtiger Landschaft zwischen der Müntzerstadt Mühlhausen und den traditionsreichen Arbeitersiedlungen Sömmerdas machte 1981 noch einmal Schlagzeilen: durch zwölf 14jährige Mädchen, die nach einer beispiellosen Siegesserie und Erfolgen über mehrere Sportklubmannschaften in Berlin überlegen und sensationell

Spartakiadegold im Volleyball erkämpften. Ein Ergebnis, ein Erlebnis, ein Ereignis, das 27 Jahre nach dem ersten Wasserstrahl – als Jahrhunderttat gesunde Ernährung und hygienische Lebensweise verheißend – in Gestalt einer funkelnden Medaille nunmehr eine höhere Lebensstufe im sozialistischen Dorf deutlich signalisierte. Ging es vormals ums Menschsein im einfachsten Sinne, so ist heute jeder sechste Herrnschwender Mitglied der Sportbewegung, treibt Gymnastik, jagt dem Fußball nach oder schmettert in seiner Freizeit regelmäßig den Ball „volley" über das Netz. Denn nicht nur Wasser war ein Fremdwort, Freizeit war's für viele auch, die aber hat jetzt jeder.

Kronzeuge der Entwicklung des mit seinen grün umrankten Fachwerkhäusern den kleinen Fluß dicht an dicht flankierenden Dorfes zu einer starken Säule der LPG Tierproduktion, der Entwicklung aber auch vom vergessenen Dorf zur volleyballspielenden Goldgemeinde ist Günter Wilding. In seiner Person vereinigt sich der Agrarökonom und der Volleyball-Übungsleiter, der Genossenschaftsbauer und der BSG-Vorsitzende.

Der Mensch ist ein Gesellschaftswesen, meint das Sprichwort, und der Dichter sagt: „Jedes Lebewesen hat seinen Instinkt, und der Instinkt des Menschen, verstärkt durch die Vernunft, treibt ihn zum gesellschaftlichen Zusammenleben wie zum Essen und zum Trinken." (Voltaire) Gesellschaft und Geselligkeit wirken auch im Sport als starke Motoren. Günter Wilding studierte vor Jahr und Tag an der LPG-Hochschule in Meißen, wo er ungewohnt viel sitzen und zuhören mußte, zu schreiben und zu lesen hatte. Sport interessierte ihn bis dato nicht sonderlich, doch die Unterrichtspausen luden ein zu ausgleichender körperlicher Bewegung, die angespannten Nerven schrien nach Entspannung, die müden Muskeln nach Betätigung. Der Herrnschwender „Student auf Zeit" sah seine Kommilitonen zwischen den Vorlesungen mit einem Ball unter dem Arm von dannen ziehen. Zögernd folgte er ihnen, schaute lange zu. Und bat eines Tages, mitspielen zu dürfen.

Dieser Moment war eine Art Geburtsstunde des Herrnschwender Volleyballwunders, in dem zunächst einzig der Fußball regierte; nicht anders als in der Nachbarschaft. Als Günter Wilding die letzte Prüfungsarbeit in seiner Meißener Seminargruppe geschrieben hatte und wieder die Koffer packte, führte er auf der Heimfahrt nicht nur neues theoretisches Rüstzeug im Gepäck, sondern nahm auch eine zuvor nicht gekannte Begeisterung für sportlichen Ausgleich mit nach Hause. Volleyball sollte für ihn zum Freizeitspaß auf Dauer werden, wofür er freilich mindestens elf Mit- und Gegenspieler brauchen würde.

Manches Wochenende, manchen Feierabend, manche Mittagspause nutzte der LPG-Ökonom Wilding fortan zum Schlagen der Werbetrommel. Nicht eben wie der Herrnschwender Gemeindediener vor hundert Jahren, der mit Feuerwehrbimmel und Stentorstimme die wichtigsten Nachrichten für die Dorfbewohner ausrief, dafür aber sehr leidenschaftlich. Die stärkste Resonanz kam aus den Reihen der Jugend, genauer gesagt der Oberstufenschülerinnen. Das war im Sommer 1970, und – um dem Ablauf des Geschehens vorzugreifen – in diesem Augenblick ward auch der erste Schritt auf dem elfjährigen Weg zur höchsten Siegeskrone im ganzen Land zurückgelegt.

Auf freiem Feld, in einem alten Klassenzimmer (3 m hoch, etwa 50 m² umfassend) kam es zu den ersten Minipaarungen zwei gegen zwei. Der Funke zündete, der Zulauf wuchs, bald zählte die neue Sektion Volleyball der BSG Traktor 30 Mitglieder und konnte Ansprüche zur Beteiligung an Punktspielen anmelden. 1973, drei Jahre nach dem ersten Auszeitpfiff, fand der erstaunte Leser des „Volk"-Sportteiles eines Tages den Namen Herrnschwende in der Tabelle der Frauen-Bezirksklasse. Die Schmettergarde der 14jährigen Dorfmädchen aus dem Kreis Sömmerda hatte ihre erste große Bewährung bestanden und sich den Einzug in die besten weiblichen Vertretungen des ganzen Bezirkes Erfurt erzwungen, und der reicht immerhin vom Südharz bis kurz vor Oberhof, von der Wartburg bis in die Sichtnähe des Naumburger

Doms! Und in diesem 1,3 Millionen Einwohner zählenden ausgedehnten Landstrich trifft man bald darauf kein besser volleyballspielendes weibliches Kollektiv als die Herrnschwender Wilding-Schützlinge, die heute längst im Besitz des Frauen-Bezirksmeistertitels sind. Womit sich zwei Feststellungen verknüpfen: Verließ ein Jahrgang die Schule, rückte der nächste auf – inzwischen zählt die Sektion 50 Aktive –, und außerdem erwarb der Trainer-Autodidakt auf zwei Lehrgängen des DTSB der DDR seine Übungsleiterlizenz.

Der Aufstieg der Traktor-Mädchen ließ die Funktionäre in der Bezirksstadt schließlich eine Entscheidung fällen, die ihresgleichen sucht, die ohne Beispiel war. Man übertrug der Herrnschwender Mannschaft die Aufgabe, Erfurt bei der VIII. Kinder- und Jugendspartakiade der DDR in Berlin zu vertreten. Die Hingabe und Geschlossenheit der jungen Spielerinnen, ihr untadeliger Ruf und ihre Ideenfreude – wichtige Spiele wurden auf 8-mm-Film festgehalten, zur fachlichen Analyse wie als Erinnerungswert – ließen diesen Entschluß von vornherein gerechtfertigt erscheinen. So also startete in den Julitagen 1981 in der Hauptstadt in der Altersklasse 14 des weiblichen Volleyballturniers eine Traktorgemeinschaft aus dem Dorfe Namenlos. Ein modernes Märchen begann.

Und dies waren die Gegner: Bezirksauswahl Neubrandenburg, SC Traktor Schwerin, Bezirksauswahl Gera, SC Leipzig, Bezirksauswahl Berlin, Bezirksauswahl Cottbus, SC Magdeburg. Fünf Rivalen wurden 3:0 bezwungen, zwei Partien endeten 3:1. Gegen die Leipziger kam es zum „größten, härtesten und nervenzerreißendsten Krimi, den ich in meinem Leben gesehen habe", kommentiert der Übungsleiter noch heute die Schlüsselbegegnung des Berliner Marathonturniers. „Wir lagen in den drei Sätzen jeweils schon 7:13, 9:14 und 8:14 zurück und gewannen jedesmal 16:14. Später erfuhren wir, daß das Spiel im Fernsehen übertragen wurde und daheim die Dorfstraße ausgestorben schien – wie bei Olympischen Spielen. Alles hockte vor den Geräten, die ganze Gemeinde fieberte mit. Die drei Satzsiege ebneten

uns den Weg zum Spartakiadegold, den wir ungeschlagen bis zum Siegerpodest gingen – es war unglaublich."

Soweit die Erinnerung des Übungsleiters aus Passion, dessen Rückbetrachtung Mannschaftskapitän Anette Wilding so ergänzt:

„Meine erste Spartakiade, und dann das! Ich gehörte zu den Auserwählten, die am abschließenden Empfang des FDJ-Zentralrates teilnehmen durften. Es war bereits die zweite Ehrung, denn die Auszeichnung für unsere sportliche Leistung hatte Staatssekretär Professor Dr. Günter Erbach vorgenommen, und er hatte sozusagen als ‚Draufgabe' zu den Medaillen noch etwas Besonderes mitgebracht. Es war ein Volleyball, der die Namenszüge der DDR- und der sowjetischen Nationalmannschaftsmitglieder trug. Wir alle waren außer uns vor Freude."

Und die Daheimgebliebenen? Für sie hat Bürgermeister Otto Kluge das Sagen:

„Die Sportbegeisterung hat manches bewirkt bei uns, hat um sich gegriffen. Inzwischen sind wir so etwas wie ein volleyballspielendes Dorf geworden. Bei unseren alljährlichen Gemeindeverbandsspielen treten viele Hausgemeinschaften am Netz gegeneinander an. Das Engagement unserer Mädchen hat nicht allein Interesse geweckt, die Neugier hat auch einen ständigen Zuschauerkreis entstehen lassen. Als unsere einmalige Truppe vom Spartakiadefest aus Berlin zurückkehrte, war das schon ein rechtes Volksfest. Zum Empfang war alles erschienen, was in unserem Kreisgebiet Rang, Amt und Namen hat, selbstverständlich auch der erste Sekretär der SED-Kreisleitung und der Ratsvorsitzende. Unser LPG-Vorsitzender Martin Henke ließ ein Schwein schlachten für die jungen Damen. Donnerwetter, daß die sogar die Leipzigerinnen geschlagen haben! Was ist Herrnschwende gegen die Stadt, in der es eine DHfK gibt? Ja, was wäre der Sport ohne Überraschungswunder? Diesmal waren wir es, beim nächsten Mal sind's andere. Daß uns das kleine Wunder gelang, hat, so glaube ich, noch manch zusätzliche Ursache, die nicht auf dem Sportplatz liegt."

Ein Bürgermeister muß das wissen, und was er mit „zusätzlich" meinte, ist rasch aufgeklärt. Zu einem Volleyballaufgebot gehören laut Reglement sechs Personen und maximal sechs Auswechselspieler. Dieses Dutzend aber muß bei einem Turnier viele Stunden lang auf engstem Raum – 9 mal 18 Meter mißt die Spielfläche – Überdurchschnittliches leisten, um ein positives Ergebnis zu erreichen. Das gelingt kaum durch ausschließlich individuelles Können. „Kollektivgeist, geformt, geschmiedet und sich stets aufs neue bewährend, Miteinander, Füreinander, Harmonie, Kontaktfreudigkeit, Aufeinandereingehen, Selbstlosigkeit – all die Tugenden, die der gesunde Sport fördern hilft, sind in Herrnschwende nicht unbedingt zur höchsten Reife gediehen, denn menschliche Schwächen sind bei 14jährigen wohl das Natürlichste auf dieser Welt, doch spielten sie nach meiner Beobachtung eine entscheidende Rolle bei der Ausprägung einer festgefügten Gemeinschaft."

„Und ich glaube, mit schlechten Zensuren hätten wir das alles nicht geschafft", ließ sich dazu noch eine Spielerin vernehmen. Aus dieser Einstellung heraus kam es zu kameradschaftlicher „Patenhilfe" in einigen Fällen, wo eine „2" in Gefahr geraten war, wo durch hilfreiche Partnerschaft eine „3" vermieden werden konnte. Gefestigter Kollektivgeist, wer kennt nicht diese Dialektik, festigt auch Persönlichkeitsmerkmale, trägt zur Persönlichkeitsbildung bei.

Eine der höchsten Tugenden in unserem Land, die sozialistische Nachbarschaftshilfe, beschränkt sich bei den Herrnschwender Spartakiadesiegerinnen nicht auf die „Mitnahme" Zurückgebliebener in den eigenen Reihen, sie kommt auch der LPG Tierproduktion Weißensee zugute, zu deren Bereich ihr Heimatdorf gehört. Manche Kartoffelernte oder dringliche Aktion zur Rübenpflege, eine Bitte zum Mit-Hand-Anlegen im Schweinestall schloß eine Beteiligung der „Altersklasse 14" mit ein, die somit nicht nur im Teilnehmerheft der Berliner Wettkämpfe auftaucht, sondern auch in den Brigadeabrechnungsheften der Abteilung Rind und Schwein der heimischen LPG zuweilen eine Rolle spielt.

Elf Jahre Volleyball in Herrnschwende, das Besinnen auf diese Zahl wirft auch die Frage auf, was die Spielerinnen jeweils im Winter machten. „Da trafen wir uns auf Heu und auf Stroh", antwortete der Übungsleiter mit einem Lächeln, um dem erstaunten Fragesteller sofort eine Erläuterung zu geben. Eine alte Scheune bot sich als Trainingsmöglichkeit unterm Dach an, kalt zwar, doch geräumig, wenn Strohreste beseitigt, der Bodenbelag blankgefegt war.

Und wieder half hier die LPG. Den Zementuntergrund mit Parkett zu besohlen, das fast sechs Meter hohe baufällige Dach abzustützen und die nicht mehr benötigte Raumkapazität von 12 mal 22 Meter in eine milieugerechte Sporthalle zu verwandeln. Milieugerecht: kostensparend und ohne Tribüne, ohne Gaststätte, aber wettkampfgetreu. Die Begeisterung, die Erfolge, die Dauerhaftigkeit sportlichen Mühens und die vielen Gegenhilfen der Jüngeren für die Älteren bei der Meisterung der Aufgaben in der sozialistischen Landwirtschaft trugen dazu bei, daß die volleyballspielenden Damen seit Ende 1981 eine Halle ihr eigen nennen können, ein kleines Sportlerheim dazu.

So fließt das Spartakiadeerlebnis des Jahres 1981 ein in mancherlei Vorgänge auf dem Territorium der Gemeinde. Im Schaukasten – der eigentlichen Dorfzeitung – erfährt der Bürger die neuesten Unternehmungen der Goldmannschaft. Er kann nachvollziehen, was es einbringt, wenn ein Kollektiv zusammenhält. Er wird vorsichtig sein, künftig bei schwereren Aufgaben auf kommunaler Ebene das Wort „Niemals" zu gebrauchen, das auch die nach Berlin reisenden Mädchen gebraucht hatten, die ihren Eltern einen 4. Rang als Traumziel nannten. Jeder weiß jetzt, was möglich ist, wenn Wille und Ideenreichtum zusammenfinden.

Über allem aber steht die beglückende Erkenntnis, daß ein Spartakiadeerfolg nicht für sich steht, daß er einen ganzen Ort zu bewegen vermochte, Impulse auslöste, Initiativen, daß er viele bewog, sich sportlich zu betätigen – viele, die noch vor wenigen Jahren mit dem Wort Spartakiade nichts anzufangen wußten.

Erinnerung an D. G.

Die Geschichte des Kanadiers D. G. ist voller Farben, aber sie endete in der Tragik eines höchst mysteriösen Todes. Es ist nicht übertrieben, zu versichern, daß ihn jeder zweite zwischen dem Eriesee und der Hudson Bay kannte, weil er seine fesselnden Reportagen las. Doch ausnahmslos jeder konnte zumindest erfahren, daß man ihm die höchsten Preise der kanadischen Journalistik verliehen hatte.

Das Ungewöhnliche seines leider zu kurzen Lebens bestand vor allem darin, daß er den anzuerkennenden Mut aufbrachte – und gerade in Nordamerika gehört Mut dazu! –, die DDR zu „entdecken", sie realistisch zu beschreiben – was nichts anderes heißt, als auf viele antikommunistische Klischees zu verzichten – und obendrein zu versichern, daß auch für Kanadier in der DDR manches zu lernen sei.

Um Irrtümern vorzubeugen: Er sympathisierte nicht mit dem politischen System in der DDR, was sich leicht an einem Erlebnis belegen läßt. 1979 waren D. G. und der Autor gemeinsam von Montreal nach Lake Placid gereist, wo zwölf Monate später die Olympischen Spiele stattfinden sollten. D. G. hatte Zimmer bestellt, und das Management des alten Club-Hotels hatte uns, einiges durcheinanderbringend, gemeinsam in einem luxuriösen Appartement jenes Flügels einlogiert, in dem gemeinhin nur die höchsten Gäste des Ortes untergebracht wurden. Das konfrontierte die amerikanische Staatsschutzbehörde FBI mit einigen Schwierigkeiten, denn in diesem Flügel residierte auch der damalige IOC-Präsident Lord Killanin, für den ein spezielles Schutzkommando aufgeboten worden war, das sich am Eingang zu jenem Korridor etablierte. Der FBI-Gewaltige hatte also zu untersuchen, wer die beiden anderen Herren in diesem Flügel waren und ob sie ein Sicherheitsrisiko nach FBI-Maßstäben darstellen konnten. Man zitierte D. G. in ein vom FBI angemietetes Zimmer und befragte ihn dort länger als eine Stunde. Danach befand man, daß er in dem Appartement wohnen bleiben könne, und sein Pfandwort für den Autor – immerhin Besitzer eines

in den USA meist unübersehbares Mißtrauen auslösenden Passes mit Hammer und Zirkel – wog schwer genug, um ihn ebenfalls im Flügel der VIP (englische Bezeichnung für hochrangige Gäste – very important person/besonders wichtige Person) zu belassen. Im Verdacht „roter" Sympathien kann er also kaum jemals gestanden haben ...

Als D. G. das erste Mal in die DDR gekommen war, hatte er manchen Ärger: die Fernschreibverbindungen mit Kanada funktionierten nicht zu den von ihm gewünschten Zeiten – was keineswegs an der DDR lag –, aber die kollegiale Hilfe, wie sie zwischen Sportjournalisten vieler Länder als Gewohnheit gilt, half ihm, die Schwierigkeiten doch noch zu überwinden und seine ersten Berichte aus „East Germany" zeitgerecht nach Montreal zu kabeln.

Später kam er noch oft in die DDR und schrieb seine Reportagen so überzeugend, daß es selbst den professionellen Antikommunisten in Nordamerika schwerfiel, ihn mit der üblichen Verleumdungsformel, ein „Roter" zu sein, ins Zwielicht zu drängen. Die Artikel wurden von vielen Zeitungen, auch in den USA, nachgedruckt. Die Aktionäre der Zeitung, für die er tätig war, erhöhten sogar seine Bezüge, weil sie fürchteten, daß ein Konkurrent ihn abwerben könnte.

Während der Olympischen Spiele 1976 in Montreal beschrieb er den Triumph der DDR sachlich und vor allem mit vielen Hintergrundfakten. So verglich er die berühmte kanadische Mittelstrecklerin Abby Hoffmann – vierfache Olympiateilnehmerin und heute Chef der obersten kanadischen Sportbehörde – mit der DDR-Mittelstrecklerin Gunhild Hoffmeister, die damals einen Sitz in der Volkskammer der DDR hatte. Die Unterschiede zwischen beider Umwelt beschrieb er detalliert und dadurch besonders überzeugend: Abby hätte an Gunhilds Stelle nie in das kanadische Parlament gewählt werden können, wäre sie – wie Gunhild – Mutter eines unehelichen Kindes gewesen, denn kanadisches Recht untersagt das.

1977 kam D. G. zum Turn- und Sportfest nach Leipzig mit dem Vertrag eines angesehenen New Yorker Verlegers, ein

Buch über den DDR-Sport zu schreiben, ein Buch über das „große Geheimnis".

Es war sicherlich purer Zufall, daß er sich von den Spartakiadesiegerinnen Ines Schimmel zum Interview heraussuchte. Das große blonde Mädchen vom Berliner Dynamoklub hatte den 400-m-Lauf der 14jährigen Mädchen gewonnen und verriet D. G., daß sie davon träume, eines Tages bei Olympischen Spielen die DDR vertreten zu können. Ines stammt aus einem kleinen thüringischen Dorf, und die beiden schwedischen Journalisten, die sie gemeinsam mit D. G. interviewten, wollten von ihr wissen, was ihre Eltern empfunden hatten, als man ihnen vorschlug, Ines solle an eine Kinder- und Jugendsportschule in Berlin übersiedeln.

„Sie waren erfreut", antwortete das Mädchen und fügte noch hinzu: „Und ich auch!"

Aber D. G. gewann den Eindruck, daß die Schweden diese Auskunft anzweifelten und eher glaubten, Ines sei nach Berlin „kommandiert" worden.

„Ich war ziemlich sicher, daß ausländische Journalisten vor knapp zwanzig Jahren von einem fast gleichaltrigen Bobby Orr dieselbe Antwort erhalten hätten, wenn sie ihn gefragt hätten, wie er sich gefühlt habe, als er von Parry Sound in Ontario nach Oshawa übersiedelte, wo die Boston Bruins ihre ‚Farm' betrieben."

Dem Leser in der DDR wäre noch zu erklären, daß Bobby Orr ein Stück kanadischer Eishockeylegende ist und daß die großen Profimannschaften der nordamerikanischen Liga – Teams der USA und Kanadas spielen in einer Föderation – in kleineren Orten Nachwuchsmannschaften unterhalten, die von angesehenen Trainern in Einrichtungen betreut werden, die man durchaus mit Sportschulen vergleichen könnte – wenn dort auch Schulunterricht gegeben würde.

Der Zufall, den D. G. damals nicht voraussehen konnte, war, daß Ines Schimmer sich drei Jahre später das Bein brechen und gezwungen sein würde, ihre sportliche Laufbahn zu beenden. Exakter gesagt: sie hätte noch weiterlaufen können, aber die Ärzte hatten ihr geraten, Abschied von der Tar-

tanbahn zu nehmen. Sie war ein wenig traurig, aber diese Entscheidung bereitete ihr keine Sorgen, weil man ihr eine Reihe von Vorschlägen für ihre berufliche Entwicklung unterbreitete. Sie entschied sich dafür, eine Ausbildung bei der Zollverwaltung der DDR zu beginnen.

Bobby Orr hatte bereits in jenen Tagen, da D. G. in Leipzig weilte und jenen Vergleich zwischen Ines und Bobby formulierte, große Schwierigkeiten mit seinem Knie. Für den berühmten Eishockeyspieler war das Knie entscheidender Posten seines „Vermögens". Er hatte keinen Beruf erlernt und wußte nicht, was er tun sollte, wenn er sich nicht mehr in der Kabine der Boston Bruins für das nächste Spiel umziehen konnte. Die Ärzte wiederum wußten, daß Operationen ziemlich aussichtslos waren, aber die Boston Bruins zahlten, weil sie ihren zuschauerlockenden Star nicht verlieren wollten. Die Ärzte operierten, weil sie nicht für eine Diagnose bezahlt wurden, sondern für den Versuch, Bobby Orr wieder aufs Eis zu bringen. So wurde Orrs Knie nicht weniger als sechsmal operiert.

1978 reiste er nach Moskau. Offiziell, um dort als Gast dem „Iswestja"-Turnier beizuwohnen, aber tatsächlich, weil er einen sowjetischen Arzt zu finden hoffte, der eine siebente Operation mit größerem Erfolg durchführen könnte. Die Boston Bruins hatten ihn inzwischen nach Chikago verkauft, und dort rechnete man auch nur damit, daß die Ankündigung, Bobby kehre aufs Eis zurück, mehr Dollars in die Kassen bringen könne.

Solche Vergleiche waren D. G.s Stärke. Schon 1977 hatte er den Fall Bobby Orrs mit dem des DDR-Skispringers Hans-Georg Aschenbach verglichen: „Wie immer man es nimmt – solange Bobby Orr ein paar tausend Zuschauer bewegen kann, in das Chikago-Stadion zu kommen, werden ihm die Black Hawks (Name des Klubs – d. A.) ein kleines Vermögen zahlen, obwohl jeder weiß, daß er heute nur mehr ein Schatten seines früheren Ichs auf dem Eis ist. Hans-Georg Aschenbach hat nach drei Operationen aufgehört, zu einer Zeit, als er ‚Bobby Orr des Skispringens' genannt wurde und mehr als

einmal 20 Punkte für seine Haltung erhalten hatte. Aber er konnte es auch, weil der Verkauf von Eintrittskarten in seinem Land nicht das ausschlaggebende ist und weil er noch einiges andere zu tun hat."

D. G. reiste durch die DDR, um Material für sein Buch zu sammeln. EinesTages landete er mit einer heftigen Nierenkolik in einem Dresdener Krankenhaus. Zwei Tage nach seiner Entlassung mußte er mit einem Rückfall ins Krankenhaus in Berlin-Weißensee eingeliefert werden. Als der Stationsarzt zum ersten Mal sein Zimmer betrat, glaubte D. G. seinen Augen nicht zu trauen: Es war niemand anderes als der Mannschaftsarzt der DDR bei den Olympischen Winterspielen 1976 in Innsbruck. Er schrieb im Bett einen Artikel darüber, daß die angeblich so geheimnisumwitterten Sportmediziner der DDR auch in der täglichen Praxis des Gesundheitswesens ihren Dienst tun. In diesem konkreten Fall mit belegbarem Erfolg, denn D. G. konnte bald entlassen werden.

Inzwischen hatte er sich weltweit einen Namen als Spezialist für den Sport in der DDR erworben. Ein in Hamburg erscheinendes Nachrichtenmagazin hielt es deshalb für einen klugen Einfall, ihn als Kronzeugen gegen das Leipziger Turn- und Sportfest zu zitieren, darauf hoffend, daß er seine von dem Magazin-Redakteur erfundenen Worte nicht dementieren würde. Aber er dementierte mit Nachdruck, doch wurde sein die Zitatfälschung enthüllender Brief in Hamburg nie veröffentlicht.

Mit dem Buch über den DDR-Sport kam D. G. gut voran, und der New Yorker Verlag startete seine Werbekampagne. Die Freundschaftsgesellschaft Kanada–DDR bat D. G. darum, einige seiner Reportagen in einer Broschüre mit dem Titel „Der kleine Gigant" zusammenzufassen. D. G. willigte ein – sein Verleger hielt das für eine glänzende Vorauswerbung.

Allerdings wurden in jenen Monaten auch die Stimmen lärmender, die dem Autor „kommunistische Propaganda" vorwarfen. In der Universität Toronto kam es bei einem Vortrag D. G.s zu einer heftigen Kontroverse zwischen ihm und

einem ungarischen Emigranten, der ihn anklagte, sich von den „Machthabern in Ostberlin" täuschen zu lassen.

Im Juli 1979 – in der DDR stand die VIII. Spartakiade vor der Tür – flog D. G. nach San Juan, der Hauptstadt Puerto Ricos, um von dort für einen Zeitungskonzern in Vancouver, wohin er inzwischen gezogen war, über die Panamerikanischen Spiele zu berichten. An einem Abend fuhr er vom Stadion ins Pressehotel, schrieb dort einen Bericht für die erste Ausgabe seiner Zeitung und erkundigte sich dann, wann der nächste Bus zum Stadion fahren würde. Man antwortete ihm: „In einer Viertelstunde!" Er überlegte einen Augenblick und entschloß sich dann, über die große Hafenbrücke ins Stadion zu gehen. Als er sich auf der Brücke befand, verließ ein Volkswagen plötzlich eine der vier Fahrspuren, raste von hinten auf D. G. zu und schleuderte ihn gegen das Brückengeländer. Vier Ärzte der kanadischen Mannschaft kämpften drei Stunden um sein Leben – und verloren. Ein kanadischer Diplomat wurde beauftragt, festzustellen, was die Behörden von San Juan bis dahin unternommen hatten, um herauszufinden, wie es zu dem Unglück gekommen war. Er erfuhr mit einiger Überraschung, daß man nur die Personalien des Autofahrers notiert und ihn dann wieder entlassen hatte. Als man ihn wiederzufinden versuchte, stellte sich heraus, daß die Angaben falsch gewesen waren ...

Es ist manches unternommen worden, die Hintergründe dieses mysteriösen Unglücks aufzuklären, doch blieben sich widersprechende Angaben, Aussagen und Dokumente das einzige Resultat.

Setzen wir D. G., der wie kein anderer Journalist dafür gesorgt hat, daß viele Nordamerikaner die Wahrheit über den DDR-Sport und über die Spartakiaden erfuhren, ein Denkmal, indem wir dieses Kapitel mit einem Auszug aus dem ersten Abschnitt seines so erfolgreichen Buches beschließen.

„Buchenwald, Sonntag, der 24. Juli 1977, 10 Uhr vormittags. Der Ort und die Stunde werden für alle Zeiten in meiner Erinnerung eingraviert bleiben. Versuchen Sie sich selbst vorzustellen: Auf einer Höhe über einem der furchtbarsten Nazi-

Konzentrationslager stehend, werde ich Zeuge, wie das Feuer einer symbolischen Fackel entzündet wird, die die Flamme eines anderen Feuers entzünden soll, die dann eine Woche über dem Turm des Leipziger Stadions brennen wird, Leuchtfeuer des sechsten nationalen Turn- und Sportfestes der DDR und der sechsten Kinder- und Jugendspartakiade. Hier vollzog sich ein festlicher Augenblick des Sports.

Ich habe die Eröffnung dreier Olympischer Spiele miterlebt. Ich habe mir verstohlen die Augen gerieben, wenn das olympische Feuer von seiner Reise aus dem historischen Griechenland angelangt war und in das Stadion kam. Es erregte mich, wenn die Mannschaften aller Länder einmarschierten. Und dann die olympische Kantate.

Panamerikanische Spiele, Commonwealth-Spiele, überall das gleiche. Einen Olympischen Kongreß, auf dem eine komplette Symphonie aufgeführt wurde, die zu Ehren des Sports komponiert worden war. Das alles gilt als – und das Internationale Olympische Komitee besteht auf dieser Vokabel – „Zeremoniell". Aber nachdem ich auf jener Höhe in Buchenwald an einem klaren und sonnigen Sonntagmorgen gestanden habe, werde ich es nie wieder mit solchen Worten beschreiben können.

Das Sportfest in der DDR ist kein jährliches Ereignis oder – wie die Olympischen Spiele – eines, das alle vier Jahre stattfindet. Es gibt nichts in Nordamerika, daß sich auch nur annähernd damit vergleichen könnte – ein eine ganze Nation eine Woche lang beschäftigendes Bekenntnis zum Sport. Massensport: Finalwettbewerbe der Arbeitersportklubs, Meilenlaufen, Spartakiade (die tatsächlich eine landesweite Junioren-Olympiade ist, benannt nach einem griechischen Vorbild, mit allen Sportarten für drei Altersgruppen) und schließlich internationale Wettkämpfe von Rang. Ein Amerikaner sollte sich versuchen vorzustellen, daß der Super Bowl, die World Series, der Mardi Gras und der Neujahrsabend auf dem Times Square zusammengewürfelt mit allen Meisterschaften der NCAA zu einer Zeit in einer Stadt abgehalten werden."

Um das dem Leser in der DDR verständlicher werden zu lassen, sei erklärt, daß Super Bowl das alljährliche Finale im amerikanischen Football ist, ein Ereignis, das von Millionen im Fernsehen verfolgt wird, die World Serie die seit 1903 ausgetragenen Endrundenspiele um die höchste Baseballtrophäe sind und die NCAA zu jener Zeit die Vereinigung aller Amateursportverbände war. Mit solchen Vergleichen versuchte D. G. den Amerikanern und Kanadiern vorstellbare Bilder zu vermitteln, wobei jeder Sportfan zwischen Alaska und dem Golf von Mexiko nach dieser Aufzählung von Großereignissen mit Sicherheit überzeugt war, das Leipziger Fest und die Spartakiade müßten in jedem Fall „great" sein.

D. G. fuhr fort: „Aber nur in der DDR findet die Eröffnungszeremonie zu all dem in einem früheren Konzentrationslager statt – damit niemand die kommunistischen Sportfunktionäre vergißt, die ihr Leben in dem weltweiten Kampf gegen den Faschismus verloren. Mich, der dort stand, überwältigte das Gefühl zu sehr, um all das in diesem Augenblick zu erfassen ... Ich hatte deutsche Konzentrationslager als entlegene und wüste Plätze vor Augen, errichtet auf Ödland, weit genug entfernt von Städten (wie hätten sonst so viele Leute sagen können: ‚Wir wußten nicht davon'?), angeschlossen an Eisenbahnlinien, um den Antransport der Häftlinge in Viehwaggons zu ermöglichen. Buchenwalds Realität ist nichts davon. Geschmiegt an schöne Bergrücken, nur acht windige Kilometer von Weimar entfernt.

Obwohl der Hof des Krematoriums eigentlich nur ungefähr 50 Menschen Platz bietet, standen dort an jenem 24. Juli an die 200 dichtgedrängt, versammelt zu stillem Gedenken. Alte Männer standen dort, Veteranen des Kampfes der dreißiger Jahre, die alte Fahne des Arbeitersportvereins in der Hand. Viele von ihnen waren selbst im KZ gewesen. Kinder waren dabei, Angehörige der Pionierorganisation ‚Ernst Thälmann' der Kommunistischen Partei, denen es obliegt, auf dem Weg vom Krematorium zum Haupttor Spalier zu stehen. Und dann war da noch die offizielle Delegation der obersten Sportleitung im Lande; mit Siegrun Siegl, der Weit-

sprung-Weltrekordlerin und Olympiasiegerin im Fünfkampf von 1976, die im Trainingsanzug der Nationalmannschaft erschienen war; und mit Erich Rochler, einem Freund des legendären Werner Seelenbinder.

Seelenbinder, der vor dreißig Jahren noch fast unbekannt war, aber dann zur zentralen Figur, zu d e m Mann in der Sportgeschichte der DDR wurde, ist jetzt Dreh- und Angelpunkt der Sportpolitik des Landes. Wenn das Spartakiadefeuer im Leipziger Stadion ankommt, ertönt feierlich die Werner-Seelenbinder-Glocke, bevor die Flamme entfacht wird, und dies wiederholt sich, bevor die Flamme eine Woche später wieder erlischt. Die Seelenbinderhalle in Berlin ist die größte Sporthalle der Hauptstadt, und sein Bild ist auch in den Sportmuseen allgegenwärtig, die jetzt überall im Lande entstehen. Außerhalb der DDR aber ist er völlig unbekannt.

Seelenbinder war Ringer der deutschen Olympiamannschaft von 1936, und hätte er nicht den Eröffnungskampf verloren, so hätte er sich ähnlich verhalten wie John Carlos und Tommie Smith bei den Olympischen Spielen in Mexiko-Stadt 1968 gegenüber der USA-Regierung, als sie ihre Medaillen mit dem Black-Power-Gruß in Empfang nahmen. Als Kommunist hatte Seelenbinder zuerst das Empfinden, er könne bei den Spielen von 1936 nicht für Hitlers Reich antreten, obwohl er zu dieser Zeit durchaus der beste Ringer der Welt in seiner Gewichtsklasse gewesen sein mag. Aber das Opfer, so meinten seine Parteifreunde, wäre ohne jede symbolische Wirkung. Niemand würde je den Grund dafür erfahren. Sie wollten, daß Seelenbinder am Wettkampf teilnimmt, dann auf das Siegerpodest steigt und dort den Nazigruß verweigert, den sonst alle deutschen Sieger erwiesen. Seelenbinder sollte statt dessen den Zeigefinger der rechten Hand heben. Dann – so stellten es sich seine Freunde vor – würde Werner sich zur internationalen Pressekonferenz begeben, um der Weltöffentlichkeit in aller Deutlichkeit zu sagen, was er von der gegenwärtigen Regierung seines Landes halte. Man stelle sich ihren Ärger vor, als er, der seit Jahren Unge-

schlagene, auf die Matte ging und gleich seinen ersten Kampf bei den Spielen verlor!

‚Wie nur', sollen seine Freunde ihn am späten Abend gefragt haben, ‚konntest du uns so im Stich lassen?'

‚Vielleicht deshalb', soll Seelenbinder geantwortet haben, ‚weil das, was ihr von mir verlangt, keine Kleinigkeit ist. Wahrscheinlich habe ich nach den Spielen nicht mehr als einen Tag zu leben.' Seelenbinder wurde Vierter, nur einen winzigen Schritt von einem olympischen Medaillenrang getrennt.

Im Jahre 1944, kurz vor Ende des Krieges, verurteilten die Nazis Seelenbinder und richteten ihn im Konzentrationslager Brandenburg hin. Worin bestand sein Verbrechen? Sie sagten, er hätte Kommunisten in seiner Wohnung Unterschlupf gewährt. Sein Tod war kennzeichnend für das Schicksal vieler in der Endphase des Krieges, als die Nazis, wohl wissend, daß die Niederlage unabwendbar war, der Versuchung nicht widerstehen konnten, mit Hunderten ihrer alten Widersacher abzurechnen. Was für die Kirche Dietrich Bonhoeffer ist, das ist Werner Seelenbinder für die Sportbewegung der DDR.

Nach ungefähr dreißig Minuten, in denen würdige Ansprachen gehalten wurden, ergriff an jenem sonnigen Sonntagmorgen Seelenbinders Freund Erich Rochler die Fackel und entzündete sie, auf Zehenspitzen stehend, am Feuer. Sie loderte auf wie eine riesige Wunderkerze, wie sie bei uns aus Anlaß des 4. Juli verwendet wird. Er übergab sie dann an die Olympiasiegerin Siegl. Siegrun verließ gemessenen Schritts den kleinen Hof, wobei Fotoapparate klickten und Kamerateams sich durch ein Gewirr von Kabeln einen Weg zurückbahnten. Es mag gut und richtig sein, beim alle vier Jahre stattfindenden Weltfestival der Sportler die olympische Fackel im Laufschritt zu tragen, nicht aber inmitten all der Erinnerungen, die Buchenwald hervorruft.

Als sie das Tor erreichte, übergab Siegrun die Fackel einem jungen Spartakiadeläufer, der sich sofort in Richtung der Straße der Nationen zu einer symbolischen Runde auf die-

sem Gelände in Bewegung setzte. Die Straße der Nationen ist eine immer enger werdende Straße, die durch eine Anzahl von immer engeren Torbögen führt, so daß man am anderen Ende das Gefühl hat, förmlich hindurchgepreßt zu werden. Dann führt die Strecke links an 18 Massengräbern vorbei, eins für jedes Land, aus dem die 56000 Opfer kamen. Zum Schluß erreicht die Fackel den Gedenkturm, der das ganze Gebiet überragt – etwa so wie das Washington-Denkmal die Hauptstadt der USA.

Während die Spartakiadeläufer mit der Fackel unterwegs waren, stand ich zusammen mit Horst Schiefelbein, dem Erfurter Bezirkskorrespondenten des ‚Neuen Deutschland', der führenden Tageszeitung der DDR, an der Rückseite des Denkmals.

Horst ist einer jener beneidenswerten Leute, die in ihrem Beruf Befriedigung finden. Er verfügt über solide Kenntnisse der deutschen Geschichte, ist ein besessener Leichtathletikfan mit einem besonderen Sinn für Statistik, und er hat das große Glück, dem Großstadttreiben in Berlin entronnen zu sein, um sich ein ruhiges Plätzchen im Thüringer Wald zu sichern.

‚Warum', fragte ich ihn, während wir umherliefen – er, um einen Artikel vorzubereiten, ich in der Hoffnung, eine günstige Rückreisemöglichkeit nach Leipzig zu finden –, ‚ist es nötig, jeden an die Hölle von Buchenwald zu erinnern, um ein Sportfest zu eröffnen?'

‚Ich werde es dir erzählen', schnaufte er, ‚wenn wir am Turm angelangt sind.'

Die Aussicht, die sich von der Rückseite des Gedenkturms eröffnet, gehört zu den schönsten in der DDR. Wenn Weimar eine amerikanische Stadt wäre, wäre dies das teuerste Wohngebiet weit und breit. Als ich den Ausblick bewunderte, lächelte Horst. ‚Diese Stadt da unten ist Weimar, die historische Heimstätte von Goethe, Liszt und Schiller. Diese Stadt war keineswegs nur die Wiege der vor Hitler bestehenden Weimarer Republik, sie war die Heimatstadt der gesamten Tradition des deutschen Humanismus, all dessen, was

wir an der Entwicklung des deutschen Volkes schätzen. Die Nazis hätten Buchenwald an einem beliebigen Ort errichten können. Sie hätten es in Oberhof errichten können oder versteckt in einem Dutzend anderer entlegener Orte in Thüringen. Aber das taten sie eben nicht. Sie errichteten es an einer Stelle, von der aus man ganz Weimar überblicken kann, um den Menschen in aller Deutlichkeit zu zeigen, was sie von den Traditionen des deutschen Humanismus hielten. Aus diesem Grund sind wir heute hier, und deshalb gibt es heute hier diese Gedenkstätte. Um der Welt zu zeigen, was wir vom deutschen Faschismus halten.'

Zu diesem Zeitpunkt trug Europameister Dieter Fromm die Fackel an uns vorbei, hielt sie inmitten einer Rauchwolke empor, dicht gefolgt von vier Läufern, die sich auf die Straße der Freiheit zubewegten, eine immer breiter werdende Straße, die einen selbst und die Gedanken aus der gespenstischen Welt von Buchenwald herausführt. Am Ende der Straße der Freiheit wurde die Fackel in eine Pylone auf einem offenen Lastwagen eingelassen und von einer Polizeieskorte auf chromblitzenden Motorrädern nach Leipzig gebracht, wo sie noch 24 Stunden im Sportinstitut verblieb, bevor die Eröffnungsfeier des Festivals stattfand.

Unmittelbar dahinter setzte sich das Auto, in dem ich vorn Platz genommen hatte, in Bewegung. Es war ein in sportlichem Grün gehaltener Wartburg, ein neues Modell mit Schiebedach, mit Bernhard Eckstein, Fotograf beim ‚Neuen Deutschland', am Lenkrad. Bei unserer Ankunft fragte uns ein Dolmetscher vom DTSB, ob wir zurückgeradelt wären. Bernhard Eckstein, müssen Sie wissen, war nämlich Weltmeister im Straßenradsport!"

Meinungen – Stimmen

Avery Brundage (USA),
IOC-Präsident 1952–1972

„In der Tat sind Kinder- und Jugendspartakiaden die echte Grundlage für die Olympischen Spiele. Ihre hervorragenden Sportveranstaltungen sollten für andere NOK beispielgebend sein."

Tribüne (DDR), 28. Juli 1972
Hans-Joachim Schulze

„Während der Spartakiadetage ist der Berliner Friedrich-Ludwig-Jahn-Sportpark gewissermaßen zu meinem zweiten Zuhause geworden. Der Grund dafür ist einfach. Ich betreue sieben junge Leichtathleten unserer BSG Lok Blankenburg, die aus meiner 18köpfigen Trainingsgruppe alle Hürden der Kreisspartakiade übersprungen haben und sich damit für die ‚IV.' qualifiziert haben. An diesen ‚Sieben Aufrechten' ist es nun, alle ihre Kräfte und taktischen Fähigkeiten einzusetzen, um die Endkämpfe zu erreichen und dort eine Medaille oder einen guten Platz zu erkämpfen ... In diesen Tagen lese ich oft, daß die Spartakiade eine große und ausgezeichnete Talenteschau ist. Das ist zweifellos richtig, trifft aber nicht ganz den Kern unserer Spartakiadeidee. Sie ist meiner Meinung nach viel mehr, und sie ist vor allem dies: eine großartige Möglichkeit, möglichst viel Jugendliche für den Sport zu begeistern und dahin zu wirken, daß Körperkultur und Sport zu einem natürlichen Lebensbedürfnis für alle jungen Menschen werden."

Birger Ruud (Norwegen), 17. Februar 1966
Weltmeister und Olympiasieger im Skispringen

„Von meinen Freunden wurde ich davon unterrichtet, daß zur gleichen Zeit mit den Weltmeisterschaften hier bei uns in Oslo in Ihrer Heimat die I. Kinder- und Jugendspartakiade im Skisport stattfindet. Ich freue mich darüber, daß bei Ihnen in der DDR der Nachwuchsentwicklung im Skisport so große Bedeutung beigemessen wird, und wünsche allen Kindern und Jugendlichen viel Erfolg zu den Wettkämpfen. Besonders sende ich als Vorsitzender des FIS-Sprungkomitees herzliche Grüße an die jungen Skispringer!"

Deutsche Volkszeitung (BRD/Düsseldorf), 26. August 1966
Manfred Mohr

„Wer in der letzten Juliwoche dem Teil Berlins, der die Hauptstadt der DDR bildet, einen Besuch abstattete, dem fielen schon auf den ersten Blick immer wieder Jungen und Mädchen in weinroten und blauen Trainingsanzügen auf, und wer gar an einem der vielen Sportplätze vorüberkam, wurde Zeuge, daß die Anlagen von Hunderten junger Sportler bevölkert waren. Die Erklärung für diese Zusammenballung des jugendlichen Sportvolkes in Berlin war einfach: Es handelt sich um die Teilnehmer der I. Kinder- und Jugendspartakiade ... Unter den Zuschauern des Schwimmwettbewerbs saß ein 85jähriger Greis, der 1912 bei den Olympischen Spielen in Stockholm die Bronzemedaille über 200 m erobert hatte: Kurt Malisch. Der rüstige Achtziger kam aus dem Staunen nicht heraus und meinte nach einer Siegerehrung: ‚Im Vergleich zu meiner Zeit stellen die heutigen Zeiten der Kinder den Unterschied eines ganzen Jahrhunderts dar.' Diese Feststellung trifft den Nagel auf den Kopf; sie beinhaltet jedoch die grundsätzliche Veränderung: Im Gegensatz zu früher ist der Sport vor allem unter der jungen Generation des anderen deutschen Staates zum Allgemeingut geworden, werden kaum Kosten und Mühe gescheut, die Mädchen

und Jungen für regelmäßige sportliche Betätigung zu gewinnen und ‚bei der Stange' zu halten ... Wir sollten uns hierzulande nicht wundern, wenn angesichts solcher Bemühungen um den sportlichen Nachwuchs der andere Teil Deutschlands in Zukunft zu großen Erfolgen kommt."

Die Zeit (BRD/Hamburg), 26. August 1966
Willi Schaeffer

„Die 12- bis 18jährigen, die da aus den Bezirken zwischen Ostsee und Erzgebirge nach Berlin gekommen waren, um in 23 verschiedenen Disziplinen, vom Hürdenlauf bis zum Stabhochsprung, vom Boxen und Gewichtheben bis zum Schwimmen in allen Lagen, vom Kleinkaliberschießen bis zum Rollschuhschnellauf ihre Kräfte miteinander messen, konnten sich wahrhaftig sehen lassen. Sie trieben ihren Sport mit Begeisterung und außerdem nach allen Regeln der Kunst. 1500 Trainer standen ihnen zur Seite, und ebenso viele Kampf- und Schiedsrichter überwachten die pünktliche und ordnungsgemäße Durchführung jedes einzelnen Wettbewerbs. In Fällen von Verletzungen oder Überanstrengung standen Ärzte und Sanitäter in ausreichender Zahl zum Eingreifen bereit. Für gute Quartiere und regelmäßige Verpflegung war rechtzeitig vorgesorgt worden. An- und Abmarsch von und zu den Sportstätten klappten auf die Minute. Die Jungen und Mädchen mußten schon am ersten Tag der ‚Spartakiade' das Gefühl bekommen, daß diese Veranstaltung für sie ebenso sorgfältig vorbereitet worden war wie eine Landesmeisterschaft oder ein internationales Meeting für die Großen."

L'Equipe (Frankreich/Paris), 6. Oktober 1970
Guy Lagorce

„... ist die kleine Deutsche Demokratische Republik, dieser an achter Stelle rangierende Industriestaat der Welt, dabei, die erste Stelle in den großen, weltweit betriebenen Sportarten einzunehmen.

Die Tages- und Wochenzeitungen der ganzen Welt – einschließlich jener, die sich für den Sport nur sehr am Rande interessieren – haben zu diesem Phänomen geschwiegen. Die Leser von ‚L'Equipe', so hoffen wir, werden weniger als die anderen von diesem steilen Aufstieg des ostdeutschen Sports überrascht gewesen sein, von einem Aufstieg, der um so überraschender ist, als dieses Land, das fünfmal kleiner ist als Frankreich, nicht einmal achtzehn Millionen Einwohner zählt. Seit mehreren Jahren haben unsere Sonderberichterstatter bei den großen internationalen Veranstaltungen immer wieder auf den unerhörten Durchbruch dieses Landes auf sportlichem Gebiet hingewiesen ... Man hat oft festgestellt, daß es möglich ist, einen guten Elitesport zu haben trotz einer recht schwachen Massenbasis (siehe Frankreich oder Italien). Aber man muß auch das gegenteilige Phänomen beobachten können: In gewissem Maße ist die Sowjetunion dafür ein Beispiel.

Die DDR navigiert zur Stunde großartig zwischen beiden Klippen herum. Die Jugend- und Kinderspartakiaden haben daran einen guten Anteil. Sie wurden auch dafür ins Leben gerufen, die technische und doktrinäre Einheit des Sports in der DDR zu vollenden, und haben ihre gesteckten Ziele erreicht ... Die Finalwettkämpfe auf den Ebenen des Ortes, des Kreises und des Bezirkes sind Feste der Jugend. Die ganze Stadt steht aus diesem Anlaß der Jugend zur Verfügung. Dazu muß man noch erklären: Diese Spartakiaden werden sowohl von den Jugendlichen als auch von den Erwachsenen sehr ernst genommen. Radio, Kino, Zeitungen und Fernsehen werden dafür eingespannt. Die besten Kräfte werden eingesetzt. So amtierte zum Beispiel Herr Glöckner, der Schiedsrichter des WM-Finales Brasilien–Italien in Mexiko, auch beim Spartakiadefußballturnier ...

‚In der DDR wird der sportliche Meister für unentbehrlich gehalten. Er muß eine Lokomotive sein. Es gab in Frankreich eine Zeit, da wollten alle Mädchen der Brigitte Bardot ähnlich sein. Bei uns möchten sie jetzt der Seifert ähnlich sein oder den Schwimmerinnen oder der Balzer.'

Wie man sieht, ist man in der DDR nicht einfallslos. Die Zeitungen winden gern Sportlern wie Wolfgang Nordwig Kränze, aber dabei singen sie weniger das Lob des großen Stabhochspringers, der er ist, sondern sie rühmen den Ingenieur, die abgerundete Persönlichkeit, die er inzwischen geworden ist."

Swimming World (USA), September 1976
Andy Strenk

„Es ist an der Zeit, daß die Leute zu begreifen beginnen, daß all das Gerede von Drogen, ‚Buffers' (Mittel, um den Einsatz von Drogen zu verbergen), Muskelmasse usw. nicht den Kern trifft ... Während die Schwimmwettkämpfe im Gange waren, gewann die DDR bei der Olympiade sechs Ruderwettbewerbe. Sie erstürmte den Fünfkampf der Frauen, gewann das Kugelstoßen der Männer, eroberte Medaillen beim Schießen, Radrennen, Turnen und bei anderen Wettkämpfen und forderte die olympischen Großmächte mit ihren Medaillen heraus. Das geschah nicht plötzlich. Um zu verstehen, warum, ist es notwendig, hinter die Kulissen auf die politischen und philosophischen Motive zu schauen, die Grundlage für diesen Erfolg sind ... Der DTSB hat zweieinhalb Millionen Mitglieder. Ein Drittel davon sind Jugendliche oder Kinder. Der DTSB zusammen mit Regierungsstellen fördert die Spartakiadebewegung, die auch deswegen veranstaltet wird, um Talente herauszufinden. Im vergangenen Jahr haben 561000 Jugendliche an der Spartakiade teilgenommen ...

Wenn es das Ziel ist, zu beweisen, daß sich das amerikanische demokratische System mit jeder anderen Gesellschaftsordnung vergleichen kann, dann ist es notwendig, jede Medaille, die möglich ist, zu gewinnen. Andere aber zu beschuldigen, daß sie Drogen nehmen oder Geheimmethoden haben, heißt, der Sache auszuweichen und die Krücke als Entschuldigung zu benutzen. Der Versuch, zu erklären, daß die Amerikaner aus Freude schwimmen und die Ost-

deutschen das nicht können oder tun, ist nicht nur eine andere Entschuldigung, sondern offenbart die völlige Ignoranz des gesamten Systems der DDR."

Vorwärts (BRD/Köln), 8. Oktober 1970
Walter Osten

„Sport in der DDR beginnt im Kindesalter. In den ‚Spartakiaden' der Kinder und Jugendlichen, in denen im letzten Jahr 11000 Wettkämpfer im Alter von 10 bis 18 Jahren in 19 olympischen Sportarten ihre Kräfte maßen, werden sportliche Talente entdeckt ... Der Achter des SC Dynamo, der in St. Catherines weltweites Aufsehen erregte, hatte schon auf der Spartakiade 1968 von sich reden gemacht ... Der organisierte Kindersport wird selbstverständlich durch den Schulsport ergänzt. Kein Schulkind der DDR verläßt die Schule, ohne schwimmen zu können, es sei denn, es habe einen körperlichen Fehler, der es daran hindert. Auch für Studenten sind wöchentlich zwei Stunden Sport obligatorisch."

Frankfurter Allgemeine Zeitung (BRD), 28. Juli 1977
Steffen Haffner

„Die Kleinen kommen groß raus in Leipzig. Wer bei der VI. Kinder- und Jugendspartakiade startet, hat die Garantie, ernst genommen zu werden. Die Zeitungen berichten mit Engagement und in epischer Breite über die Wettkämpfe. Den Siegern werden Interviews gewidmet. Der Rundfunk informiert ständig auf einer ‚Sportfestwelle', und das Fernsehen ermöglicht den Blick auf das Getriebe in den Sportstätten. Westliche Besucher müssen sich erst daran gewöhnen, daß den Talenten so starke Aufmerksamkeit geschenkt wird. Zuviel Lärm um ein Kinder-Sportfest?

Wer die Finalwettkämpfe erreicht, ist freilich nicht bloß eine verschwommene Jung-Begabung. Sie sind schon in unzähligen Kämpfen gestählt, mußten sich erst einmal durch das Dickicht von Kreis- und Bezirks-Spartakiaden sowie zu-

sätzliche Ausscheidungen durchschlagen. Für diese ‚Urenkel des Spartacus', wie sie DDR-Journalist Klaus Ullrich nennt, hat eine Fahrkarte zum Spartakiade-Finale ähnlichen Wert wie für einen ausgewachsenen Athleten ein Flugschein zu den Olympischen Spielen ... Jung-Sportler und ihre Betreuer sind, dem Augen- und Ohrenschein zufolge, mit erheblicher Begeisterung bei der Sache. An einem der drei Box-Ringe in der Messehalle drei brüllt ein langaufgeschossener Mittdreißiger einem Mini-Kämpfer Ratschläge zu. Horst Mücke, der früher aktiv dem Fußball nachrannte, hat es als Übungsleiter zum Boxen verschlagen. Schuld daran ist sein dreizehnjähriger Sohn Bert, der wie sein Vater der Sportgemeinschaft Dynamo Erfurt angehört. Bert ist mittlerweile im Halbfinale angelangt, während den vierzehnjährigen Thilo Huxoll auch Horst Mückes Tips nicht vor einer Niederlage bewahrten ... Über Probleme berichtet Mücke, von Beruf Maschinenbau-Ingenieur, etwa über das Urteil der Eltern, die die häßlichen Bilder vom Profiboxen vor Augen hätten. Diese Vorbehalte würden ausgeräumt, wenn die Eltern, wie auch in Erfurt üblich, um Rat gefragt und zu den Trainigsabenden eingeladen würden."

Neue Zürcher Zeitung (Schweiz), 13. März 1977
Werner Bosshardt

„Die politische Ausdeutung der ostdeutschen Sporterfolge ist das eine, ihre Erklärung das andere. Schon vor Montreal versuchten Reporter – mit sportlichem Wissen nicht immer überbelastet – den ‚Geheimnissen' auf die Spur zu kommen, sie mochten sich mit den einfachen, stereotyp wirkenden Antworten nicht zufriedengeben und zeichneten schließlich nicht selten das beängstigende Bild einer vom Parteiauftrag diktierten, von skrupellosen Medizinern willig unterstützten ‚Leistungssportlerzucht'. Aus welchen Gründen auch immer, um das Phänomen DDR-Sport rankt sich ein publizistischer Wildwuchs von Neid, Bewunderung und Ablehnung. Durch einen Nebel von Klischees, Behauptungen und Verzerrungen

sind gelegentlich kaum die Konturen der Fakten auszumachen.

Spartakiade – das Wort übt eine magische Wirkung aus. Es fehlt jedenfalls in keinem ernster zu nehmenden Bericht über den DDR-Sport. Dokumentieren Olympische Spiele die Leistungsfähigkeit der Elite, so sind die Kinder- und Jugendspartakiaden das Schaufenster des Nachwuchses, mehr noch: die Visitenkarte der ganzen Organisation des Deutschen Turn- und Sportbundes mit all seinen immensen materiellen und personellen Mitteln. Oberhof, das Wintersportzentrum im Thüringer Wald, steht im Zeichen der Spartakiade. Dies ist für einmal keine leere Floskel, sondern ruft sich auf Schritt und Tritt drängend in Erinnerung ... Schnee allerdings ist seit Anfang Dezember nicht mehr gefallen, die letzten braunen Reste trotzen neben den Straßen der Wärme und dem Regen.

Paragraph 36 des Jugendgesetzes der DDR hält fest: ‚Die staatlichen Organe sind verpflichtet, die Kinder- und Jugendspartakiade zu unterstützen.'

Und DTSB-Vizepräsident Bernhard Orzechowski drückt das so aus: ‚Die Kinder haben sich monatelang sehr sorgfältig vorbereitet, Aufgabe der Erwachsenen ist es, ihnen diese Wettkämpfe zu garantieren.' Also: Die Spartakiade findet statt. Lastwagen um Lastwagen rollt schneebeladen Richtung Sprungschanze ... Dies alles ‚nur für die Kinder?' wäre man vielleicht hierzulande zu fragen versucht.

Oberer Beerberg, Langlaufgelände inmitten einer bezaubernden Waldlandschaft: Ein Zwölfjähriger steht im Starttor, zweifacher DDR-Meister bereits, so erfährt der Uneingeweihte zu seiner Verblüffung via Lautsprecher. Die Journalisten allerdings haben die Teilnahme längst in Favoriten und Außenseiter eingeteilt, selbst bei den Jüngsten – Trainer, Vorbilder und sportliche Laufbahn sind bekannt. Eine vorgefaßte Meinung wäre also zu berichtigen: Kinder- und Jugendspartakiaden auf Republiksebene sind selten der Ort, wo noch ‚Talente entdeckt' werden, das engmaschige Beobachtungsnetz hat begabte junge Sportler längst einem syste-

matischen und ärztlich überwachten Trainingsprozeß zugeführt.

Neue, andere, größere Dimensionen erschließen sich ... Dutzende von Zwölf- und Dreizehnjährigen im Wettkampf – und keine Anfänger: das hohe technische Niveau verblüfft noch mehr als die Einsatzfreudigkeit, das sichere Auftreten vor und nach dem Wettkampf. 730 Aktive, 100 Journalisten und tägliche Reportagen auf den Frontseiten der Zeitungen – das unterstreicht die gesellschaftliche Bedeutung des Anlasses. 120 Trainer und Übungsleiter, 50 Mitarbeiter des medizinischen Dienstes – dies weist darauf hin, wie selbstverständlich sorgfältige Betreuung bereits im Nachwuchssektor ist. Nicht selten verbindet sich Betreuung mit Vorbildwirkung: Wer ließe sich nicht gerne von Gerhard Grimmer oder Axel Lesser die Ski wachsen, vom Springer Hans-Georg Aschenbach oder von der Rennschlittlerin Margit Schumann über technische Nuancen beraten?

Die Kinder- und Jugendspartakiade ist ein Monumentalgemälde des DDR-Sports: Größe und Strenge der Ausführungen mögen verwirren, aber die Farben leuchten. Man begegnet nicht jugendlichen ‚Leistungsrobotern', die einem unmenschlichen Druck schutzlos unterworfen sind (so ein häufig produziertes Klischee), sondern einer Schar aufgeweckter junger Menschen, voller Lebensfreude, spontan, umgänglich."

Frankfurter Rundschau (BRD), 20. Juli 1970
Willi Knecht

„Demonstrationen, wie das Eintreffen des Buchenwald-Feuers, die Ablegung des Spartakiadeeides, die Reden hoher Staats- und Parteifunktionäre und der Massenaufmarsch der Medaillengewinner bestimmen das politische Gepräge. Doch jenseits dieser Vorführungen seiner ideologischen Erziehungsarbeit präsentiert der Deutsche Turn- und Sportbund mit seiner Heerschau junger Talente ein Sportfest, wie es in der Welt ohne Beispiel ist."

Enith Brigitha (Niederlande) in einer Anthologie 1979
Schwimmerin, Medaillengewinnerin
bei Olympischen Spielen
und Weltmeisterschaften

„Als junge Schwimmerin hatte ich einen Traum: Ich sah mich ganz oben auf dem Siegespodest, hatte eine große goldene Medaille umhängen, und alles jubelte mir zu. Viele Jahre habe ich versucht, diesen Traum Wirklichkeit werden zu lassen. Ich habe trainiert, war besessen von meiner Aufgabe, bin noch mehr und noch länger geschwommen. Und ich wurde auch immer besser. Aber da war eine Barriere. Eine für mich unüberwindliche, und die hieß: Kornelia Ender.

Ich habe so etwa knapp 20 Wettkämpfe zusammen mit ihr bestritten – und nicht einen einzigen davon gewinnen können.

Dann trat meine ewige Bezwingerin zurück. Das verdoppelte noch einmal meinen Elan. Und obwohl ich mich weiter verbesserte, gelang es mir bei den Europameisterschaften 1977 nicht, zu gewinnen. Ich scheiterte an Barbara Krause aus der DDR, die dann über 100 m Freistil auch Weltmeisterin wurde. Ich kann von mir sagen, daß ich keine schlechten Trainingsbedingungen habe. Vormittags arbeite ich als Stenotypistin bei einer Kreditbank in Amsterdam, und den Nachmittag habe ich frei, um trainieren zu können. Aber das allein reicht nicht aus. Ich weiß um den hohen Stand der Sportwissenschaft in der DDR und die Vielzahl gutausgebildeter Trainer. Und ich habe mir auch viel von der Spartakiade erzählen lassen, bei der ja auch Konni Ender und Barbara Krause groß geworden sind. Da wachsen Talente, werden entdeckt und gefördert – im Sport und auch in der beruflichen Ausbildung. Kornelia will Kinderärztin werden. Das hätte mich vielleicht auch reizen können. Aber dann hätte ich nicht Schwimmerin werden dürfen. Und ohne den Sport wiederum wäre sogar die Chance für eine gute berufliche Ausbildung in Frage gestellt.

Mein Traum vom großen Sieg ist nun wohl ausgeträumt.

Aber was bleibt, ist die gute Erinnerung an viele schöne Zweikämpfe mit der besten Schwimmerin der Welt.

Anthologie „Vom Wachsen und Werden der DDR", 1979
Eric Lahmy (Frankreich),
Sportredakteur bei „L'Equipe", Paris

„Für den Journalisten, dessen Spezialfach der olympische Sport ist, sind Reisen in die DDR zur Notwendigkeit geworden. Die Erfolge, die dieses Land in der Leichtathletik, im Schwimmen, im Rudern, in Handball usw. erzielt hat, zwingen zu eingehenderen Kommentaren. Für Journalisten aus der westlichen Welt ist eine Studienreise in die DDR von besonderer Bedeutung, denn ihre Erfolge auf sportlichem Gebiet wurden oft nicht nur falsch verstanden, sondern sie gaben auch Anlaß zu spekulativen Auslegungen.

Ich habe von dieser Reise viele, viele Seiten Notizen und auch das Bild eines einheitlichen, klug aufgebauten Systems mit nach Hause genommen. Das ‚Geheimnis' besteht darin, daß der Sport in der DDR einen festen Platz im gesamten Bildungs- und Erziehungssystem hat. Hier wurden Probleme in Angriff genommen, die uns in Frankreich von den sogenannten ‚Wunderkindern' gestellt werden, also jenen Hochtalentierten – sei es in Mathematik, Musik oder Sport –, deren Fähigkeiten eine spezialisierte Ausbildung verdienen. Wenn wir das Bildungswesen mit der Gastronomie vergleichen, so stellen wir fest, daß in einer Reihe von Ländern in der Welt den Schülern nur eine festgelegte Speisenfolge geboten wird bzw. mit geringen Veränderungsmöglichkeiten, die am Ende allen nicht mehr schmeckt. Während die DDR dagegen ihrer Jugend eine Bildung „à la carte" serviert, wo jeder entsprechend seinen Fähigkeiten das zu sich nehmen kann, was ihm am zuträglichsten ist.

Der französische Pilot Saint-Exupéry, der vor fünfzig Jahren die Welt der Menschen von oben betrachtete, war betrübt bei dem Gedanken, daß es unter diesen Menschen wahrscheinlich auch ‚verhinderte Mozarts'- geben könnte,

hochgebildete Menschen, denen die Mittel zu ihrer vollen Entfaltung versagt wurden. Heute kann gesagt werden, daß es der DDR gelungen ist, den Verlust von Talenten auf ein Minimum zu reduzieren. Würde Mozart noch einmal geboren – und zwar in diesem Lande –, könnten wir wetten, daß er schnell entdeckt würde. Genau wie eine Kornelia Ender.

Sportecho, 24. Juli 1970
Werner Arendt (DDR)

„Eines Tages, kurz vor der I. Kinder- und Jugendspartakiade, brachte der Postbote die Quartierbenachrichtigungskarte ins Haus: ‚Ihr Spartakiadegast ist der Sportfreund Horst Stottmeister aus Leipzig.' Ich gestehe ganz ehrlich, daß ich mit dem Namen nichts anzufangen wußte, zumal die Karte mich auch über die Sportart meines Gastes im unklaren ließ. Macht nichts, sagte ich mir, ob bekannt oder unbekannt, er ist herzlich willkommen.

Aber mit dem Willkommenheißen mußte ich noch ein bißchen warten. Horst traf erst am zweiten Spartakiadetag ein, denn er war am Wochenende bei einem internationalen Juniorenturnier in der Volksrepublik Polen gestartet, von wo er einen zweiten Platz und als Souvenir ein ‚Veilchen' am rechten Auge mitbrachte. Das erfuhr ich, nachdem er sich als Ringkämpfer vorgestellt hatte, und ich erfuhr in der knappen Woche, die er in meiner Wohnung verbrachte, auch noch einiges mehr. Im Ringen war ich nämlich wenig bewandert, deshalb nutzte ich diese Gelegenheit, diese Wissenslücke etwas auszufüllen.

Mir fiel auf, wie ernst Horst seinen Wettkampf nahm. Er kam täglich zeitig nach Hause, man konnte fast die Uhr danach stellen. Erst als er die Goldmedaille errungen hatte – verschmitzt lächelnd zog er sie nach dem letzten Wettkampftag aus der Tasche der Trainingshose –, nahm er sich die Zeit zu einem Berlinbummel. Vorher hatte er sich nicht pflastermüde laufen wollen.

In den Monaten und Jahren nach dieser ersten Sparta-

kiade habe ich Berichte, Ergebnislisten und Reportagen vom Ringkampfsport aufmerksamer studiert als zuvor, und ich freute mich immer, wenn ich auf den Namen Horst Stottmeister stieß – bei DDR-Meisterschaften, bei nationalen und internationalen Turnieren. Natürlich drückte ich ihm besonders kräftig die Daumen während der Europameisterschaftstage in Berlin. Leider hatte mich eine Erkrankung ans Bett gefesselt, so daß ich selbst nicht in der Dynamohalle sein konnte. Mit überhöhtem Puls habe ich im Radio die Übertragung von Horsts entscheidendem Kampf gehört, und mir fiel ein Stein vom Herzen, als der 5:3-Punktsieg feststand: ‚Mein Spartakiadesieger war Europameister geworden.'"

73 v. u. Z.

In Capua, einer mittelitalienischen Stadt, unterhielt damals ein Cn. Lentulus Batiatus eine Gladiatorenschule. Gladiatorenkämpfe waren in jenen Jahren Roms beliebtester Zeitvertreib. Mit blanken und scharfen Waffen standen sie sich in den Arenen gegenüber und mußten kämpfen, bis einer von ihnen zu Boden sank. Ob man ihn lebend hinausschleppte – um ihn für einen Kampf bei nächster Gelegenheit wieder zur Verfügung zu haben – oder unter dem Jubel der Menge wie ein Tier abstach, entschieden die rasenden Zuschauer und der „Gastgeber" des blutigen Spektakels. Die Lieferung der gedrillten und trainierten Gladiatoren an die Arenen war ein höchst einträgliches Geschäft. Wie andere Besitzer solcher Schulen kaufte auch Batiatus Sklaven auf den zahlreichen Märkten und sperrte sie dann neben seiner Übungsarena ein.

Im Jahre 73 v. u. Z. brachen aus der Schule in Capua rund 70 Gladiatoren aus und verletzten damit auch ein Strafgesetz, weil sie einen Diebstahl begangen hatten. So ergab sich der ungewöhnliche Umstand, daß sie selbst zu Diebesgut geworden waren – nach römischem Recht – und sowohl wegen des Diebstahls als auch als Diebesgut belangt werden sollten.

An der Spitze der „Rechtsbrecher" stand ein aus Thrakien verschleppter Sklave namens Spartacus, der seine Gefähren bewog, den Weg zum Vulkan Vesuv zu nehmen. Roms Gerichtspräsident Clodius machte sich, eskortiert von 3000 römischen Elitelegionären, auf den Weg, um keinen Zweifel daran aufkommen zu lassen, mit welcher Härte man solche Vergehen zu bestrafen gedenke. Die Aussichten der waffen-

losen Gladiatoren deuchten allen lächerlich gering. Während Clodius den Aufstieg seiner Armee kommandierte, ließ Spartacus unter dem Gipfel aus Weinranken Leitern flechten und brachte seine Schar, nachts über steile, unwegsame Felsen hinabkletternd, hinter die Umzingelungslinien des Clodius. Die tollkühne Flucht hätte ihm ausreichend Vorsprung gesichert, um mit seinen Gefährten anderswo sicheren Unterschlupf zu finden, doch Spartacus lag nicht so sehr an der Flucht. Er griff die Römer noch in der Nacht im Rücken an. Verschreckt flohen die Legionäre in wilder Hast, und die wenigen, die sich durch Kommandos bewegen ließen, Widerstand zu leisten, bezahlten das mit ihrem Leben.

Der römische Chronist Plutarch: „Jetzt war Spartacus mächtig und furchtbar, und der gereizte Senat entsandte jetzt nicht allein wegen des Schimpfes und der Schande des Aufstandes beide Konsuln des Jahres gegen die Sklaven."

Der Plan des Spartacus, sein Heer befreiter Sklaven nach Norden über die Alpen in die Freiheit zu führen, scheiterte am Hochwasser führenden Po. Inzwischen hatte Crassus, der brutalste aller römischen Heerführer, das Kommando über die Legionen erhalten und begann „Disziplin" wiederherzustellen, indem er die „Dezimierung" einführte: Jeder mußte seinen Namen auf ein Los schreiben, und wer seinen eigenen Namen danach zog, wurde erschlagen.

Dennoch dauerte es Jahre, ehe Rom darauf hoffen konnte, die Armeen des Spartacus bezwingen zu können. Zehntausende der besten Legionäre waren in verlorenen Schlachten gefallen, während Spartacus immer mehr Zulauf erhielt. Mit den wachsenden Heeren nahmen allerdings auch die Probleme zu. Unterführer hatten nur Raubzüge im Sinn und verweigerten die Befehle des höchsten Kommandos. Neid, Streit und vor allem Beutegier führten zu Uneinigkeit und Schwäche. Unweit von Brundisium wurde die letzte Schlacht dieses Weltgeschichte markierenden Feldzugs geschlagen.

Plutarch: „Spartacus sah sich zuletzt genötigt, sein ganzes Heer in Schlachtordnung aufzustellen. Als man ihm sein

Pferd vorführte, zog er sein Schwert und stach es mit den Worten nieder: ‚Wenn ich siege, werde ich viele herrliche Pferde des Feindes erbeuten, werde ich aber besiegt, so brauche ich keines mehr.‘ Hierauf wollte er sich auf Crassus stürzen. Doch es gelang ihm nicht, durch das Getümmel von Kämpfenden und Verwundeten hindurch bis zu Crassus vorzudringen. Er tötete aber zwei Centurionen, die sich ihm entgegenstellten. Zuletzt ergriffen die in seiner Nähe kämpfenden Sklaven die Flucht; nur er wich nicht und fiel, von Feinden umringt, nach tapferer Gegenwehr.“

Florus, ein anderer römischer Chronist, der Spartacus zu Lebzeiten am ärgsten geschmäht hatte, schrieb nach seinem Tode: „Wenn etwas den Schimpf dieses Bürgerkrieges mildern kann, so nur die Seelengröße des Besiegers zweier Konsuln und zahlreicher römischen Feldherren, jenes seltenen Mannes, dessen Mut und Talent so überragend waren, daß sie einem Gladiator unvergänglichen Ruhm zu sichern vermochten.“

Karl Marx in einem Brief an Friedrich Engels: „Spartacus erscheint als der famoseste Kerl, den die ganze antike Geschichte aufzuweisen hat. Großer General (kein Garibaldi), nobler Charakter, real repräsentativer (wirklicher) Vertreter des antiken Proletariats.“

1921

Frantisek Chaloupecky, Sohn einer tschechischen Eisenbahnerfamilie, gilt als der führende Kopf des revolutionären Arbeitersports in den ersten Jahren der Tschechoslowakischen Republik – und als der „Erfinder“ der Spartakiade unserer Zeit. Schon in der Schule war man bald auf die hohe Intelligenz des Arbeiterjungen aufmerksam geworden, doch mußte er sie schon nach der fünften Klasse verlassen, weil seine oft beißende Kritik an den katastrophalen Verhältnissen des Schulwesens in dem Vielvölkergefängnis Österreich-Ungarn Unwillen erregte.

Seine Freunde und Kampfgefährten sagten von ihm, daß er ein eigenwilliger Mensch war. Oft wortkarg und dann wieder ein brillanter Redner, ein Mann, der ebenso schweigsam wie gesellig sein konnte. In seiner revolutionären Tätigkeit nahm er nie Rücksicht darauf, daß er als Eisenbahner Staatsangestellter war und wegen seiner revolutionären Tätigkeit davongejagt werden konnte. Schon vor dem ersten Weltkrieg hatte er durch fundierte marxistische Artikel auf sich aufmerksam gemacht, und sein im August 1918 geschriebener Aufsatz „Das Volk hinter der eisernen Maske" – eine viele Lügen enthüllende Darstellung der Oktoberrevolution – wurde in seiner Heimat von Zehntausenden gelesen.

Kurz nach der Gründung der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei – Chaloupecky war vom ersten Tag an ihr Mitglied – organisierte er einen Kongreß der revolutionären Arbeitersportler und leitete die Gründung der FDTJ in die Wege. Von vielen gedrängt, deren Vorsitz zu übernehmen, lehnte er beharrlich ab und begnügte sich damit, als Redakteur des theoretischen Organs tätig zu sein. Die nächste Aufgabe, der er sich mit Feuereifer widmete, war die Vorbereitung der I. Arbeiterolympiade. Doch seine Pläne erwiesen sich als nutzlos, weil die Idee, diese Olympiade gemeinsam mit der sozialdemokratischen Arbeitersportbewegung zu feiern, an deren Haltung scheiterte. Man tat alles, um die revolutionäre FDTJ von der Olympiade auszuschließen. Chaloupecky antwortete darauf mit der Idee, über Nacht eine eigene Veranstaltung zu organisieren und mit ihr die Kraft der Organisation zu demonstrieren. Viele zweifelten, ob das gelingen würde, aber Chaloupeckys Optimismus riß sie mit. Die Eröffnungsfeier wurde für den 19. Juni 1921 in Prag-Manina anberaumt, nur wußte noch niemand, wie man das Fest eigentlich nennen würde. Chaloupecky überraschte seine Gefährten mit dem Vorschlag: I. Spartakiade der FDTJ. Er begründete die Idee, sich auf den Führer des berühmten Sklavenaufstandes zu berufen, mit der Symbolik des Kampfes der Unterdrückten, einem Erbe höchster Opferbereitschaft und Hingabe an eine gute Sache. „Es wäre eine grobe

Verirrung in der Sache und Persönlichkeit gewesen", schrieb er später einmal, „den Namen von Marx oder Lenin zu gebrauchen, den Namen dieser Giganten, die mit dem Turnen nicht viel Gemeinsames hatten und in einer wesentlich anderen Richtung, an einem doch viel breiteren und tieferen Werk arbeiteten. Lenin, der größte Revolutionär der Geschichte, würde eher erniedrigt, wenn er einmal zum Paten des Turnens – wenn auch des kommunistischen Turnens – würde!"

Und so hatte er in der Geburtsstunde der ersten Spartakiade die Losung formuliert: „Und überall, wohin sich unsere Turner auch begeben werden, mit Genossen aller Länder vereint, überall wird ihnen die historische Erscheinung des Spartacus folgen: für das Proletariat Muskeln zu stärken und den Geist zu schärfen, mit dem Proletariat der Welt aufzustehen, für das Proletariat im Kampf zu sterben!"

Worte, die das Bild des Spartacus heraufbeschworen, des tapferen, starken Thrakers, der die berühmtesten römischen Feldherren hatte zittern lassen und – seiner Zeit weit voraus – schließlich nur an der mangelnden Weitsicht und Uneinigkeit seiner Gefährten scheiterte. Ein Gladiator, der seine Muskeln für die Belustigung des satten Roms trainiert hatte und der dann das satte Rom für Monate das Ende aller Tage fürchten ließ.

Chaloupeckys Energie und Eifer trug Früchte – die Spartakiade wurde zu einem glanzvollen Triumph. Am Eröffnungstag führten 15000 Mädchen und Jungen vor 70000 begeisterten Zuschauern ihre Massenübungen vor, und am 26. Juni – dem Abschlußtag des Festes – erlebten 100000 Teilnehmer Festzug, Massenübungen und das Festspiel „Sieg der Revolution". Später einmal schrieb der tschechoslowakische Arbeiterführer Antonin Zapotocky: „Ein Beispiel für die Überwindung aller Hindernisse muß uns die große Begeisterung sein, mit der die I. Arbeiterspartakiade im Jahre 1921 vorbereitet wurde. Diese Begeisterung und der feste Wille der Arbeiter haben wahre Wunder geschaffen und, wie man zu sagen pflegt, Berge versetzt."

Chaloupecky erlebte den Siegeszug seiner Idee nicht

mehr. Als 32jähriger starb er an Tuberkulose. Als man ihn zu Grabe trug, war ganz Prag auf den Beinen. Professor Nejedly erinnerte sich: „So ein Begräbnis, wie es die Arbeiter Prags Chaloupecky bereiteten, hatte man seit Jahren nicht mehr erlebt."

1922 fanden Spartakiaden in Brno und Sofia statt, 1924 in Petrograd und 1925 in Ostrava. 1928 sollte eine zweite große Spartakiade – mit internationaler Beteiligung – in Prag gefeiert werden, aber die Regierung verbot sie.

1928

Moskau war Schauplatz einer Internationalen Spartakiade, der ersten Großveranstaltung unter Mitwirkung der RSI. Das Exekutivkomitee der Roten Sportinternationale (RSI) hatte 1927 auf seiner Sitzung in Moskau beschlossen, vom 12. bis 22. August 1928 in Moskau die I. Allunionsspartakiade der UdSSR zu veranstalten. In dem Beschluß hieß es: „Die Moskauer Spartakiade soll die Errungenschaften der Sowjetunion auf dem Gebiet der Körperkultur der Werktätigen klar in Erscheinung treten lassen, soll das revolutionäre Klassengesicht der Sowjetkörperkultur demonstrieren. Sie wird ein Massenfest auf dem gesamten Gebiet der Sowjetunion sein unter starker Hinzuziehung der ausländischen Arbeitersportler ... Als zentraler Ort für die Spartakiade gilt Moskau."

Das machte den Bau eines neuen großen Stadions nötig. Bereits 1926 hatte der Moskauer Stadtsowjet beschlossen, eine solche Anlage zu errichten, aber nach dem Spartakiadebeschluß wurde mit großem Eifer darangegangen, sie bis zum Sommer 1928 zu vollenden. Im alten Petrowski-Park, der dem Grafen Odojewski-Maslow gehört hatte, waren bereits in den Jahren nach der Jahrhundertwende die ersten kleinen Sportstätten entstanden. Holzbuden waren errichtet worden, in denen die Ringer und Gewichtheber vom Klub „Sanitas" trainierten, und ein Sportplatz unweit davon gehörte

dem Moskauer Skiklub, wurde aber auch von den Leichtathleten genutzt. Auf den Wiesen des Parks trugen „wilde" Fußballmannschaften der Moskauer Jugend ihre Spiele aus.

An dieser Stelle wurde das neue Stadion von den beiden Architekten Langmann und Tscherikower projektiert, und an den Wochenenden pilgerten die Moskauer zu Tausenden zu der Baustelle, um zu sehen, wie es wuchs. Geplant war ein Fußballfeld, umgeben von einer Radrennbahn und einer Bahn für Motorradrennen. Die Tribünen sollten in Form eines Hufeisens die Anlage umgeben.

Im August 1928 wurde das Stadion mit der Eröffnungsfeier der Spartakiade und einem Fußballspiel zwischen den Schweizer Arbeitersportlern und einer Vertretung Belorußlands eingeweiht. Zuvor hatten die 7000 sowjetischen Teilnehmer und die über 600 Gäste der Arbeitersportorganisationen aus vielen Ländern an einer Sportparade auf dem Roten Platz teilgenommen. Einer der Höhepunkte dieser Stunde war der Augenblick, als der Komponist der Internationale, der greise Franzose Pierre Degeyter, vor das riesige Orchester trat und die Hymne des Sowjetlandes dirigierte.

Über eine Million Zuschauer verfolgten die Wettkämpfe in der Leichtathletik, im Turnen, Schwimmen, Wasserspringen, Rudern, Radsport, Motorsport, Boxen, Ringen, Gewichtheben, Fechten, Schießen, Segeln, Tennis, Wasserball, Volleyball, Handball, Basketball und Fußball. Zu den berühmtesten ausländischen Teilnehmern gehörte der damals 21jährige Finne Volmari Iso-Hollo, der den 3000-m-Lauf und den 5000-m-Lauf gewann und vier Jahre später bei den Olympischen Spielen in Los Angeles den 3000-m-Hindernislauf für sich entschied und über 10000 m Zweiter wurde. 1936 wiederholte er seinen olympischen Hindernissieg und kam über 10000 m auf den dritten Rang.

Ein Jahr vor der Spartakiade war ein deutscher Ringer zu mehreren Wettkämpfen in die Sowjetunion gereist. Als er damals in Moskau Abschied nahm, hatte er versichert: „Ich will ehrlich sein. Ich bin kein Kommunist, und ich bin mißtrauisch hergekommen. Was hat man mir alles von der So-

wjetunion erzählt: Staatskapitalismus, Arbeiterzwang, Hunger, Unfreiheit, Chaos. Heute frage ich mich, warum ich das alles glauben konnte! Tatsache, ich war, fast kann man sagen, so verhetzt von all diesen Reden, daß ich nicht nach Moskau fahren wollte. Nun bin ich doch gefahren, und erst jetzt weiß ich, warum man mir das alles vorgelogen hat: Sie wollten verhindern, daß der deutsche Arbeiter von euch lernt, daß er die Wirklichkeit in der Sowjetunion erkennt. Aber ich werde überall in Deutschland von meiner Reise erzählen. Und ich verspreche euch, auch wenn ein Verbot besteht: Im nächsten Jahr komme ich zur Spartakiade nach Moskau. Und ich werde nicht allein kommen."

Der Name dieses Ringers: Werner Seelenbinder!

Er hielt sein Wort. Mit ihm reisten rund 200 deutsche Arbeitersportler an Bord des sowjetischen Dampfers „Rykow" in die Sowjetunion. Seelenbinder wurde Spartakiadesieger, und mit Kunze errang ein anderer deutscher Ringer einen dritten Platz.

Einer der berühmtesten sowjetischen Teilnehmer war der Sieger im Stabhochsprung, Nikolai Osolin, der 3,60 m erreichte und später zu den erfolgreichsten sowjetischen Trainern und Sportwissenschaftlern zählte.

1931

Die folgende Internationale Spartakiade war für den 4. bis 12. Juli nach Berlin vergeben worden. Als das Organisationsbüro in der damaligen Münzstraße die Meldungen sichtete, ergab sich, daß mindestens 500 Fußballspiele auszutragen waren, um den Turniersieger zu ermitteln. Allein für die Schwimmwettkämpfe waren 4000 Anmeldungen eingegangen.

Ernst Grube, der die Organisation dieses Riesenfestes leitete – wenige Tage vor dem Ende des zweiten Weltkrieges ermordeten ihn die Faschisten im KZ Bergen-Belsen –, schrieb in jenen Tagen: „Nur wer den Glauben an die unüber-

windliche Kraft des Proletariats kennt, kann in dieser Situation eine solche Riesenveranstaltung propagieren."

Die Berliner Arbeiter stellten Zehntausende Quartiere zur Verfügung, Erich Rochler, der damals mit zu den Organisatoren gehörte: „Alle waren bereit, während der Spartakiade in die Küche zu ziehen und den Gästen ihr Schlafzimmer zu überlassen!"

Am 7. Juni 1931 erließ der Berliner Magistrat sein Rundschreiben mit der laufenden Nummer 4457 folgenden Inhalts: „In der Zeit vom 5. bis 12. Juli 1931 soll in Berlin die von den staatsfeindlichen Verbänden veranstaltete Spartakiade stattfinden. Infolge des Charakters der Veranstaltung hat der Magistrat am 20. Mai beschlossen, städtische Einrichtungen (z. B. Schulräume, Spielplätze, Unterkünfte usw.) aus Anlaß der Spartakiade nicht zur Verfügung zu stellen und keine Beihilfen irgendwelcher Art zu gewähren. Soweit in einzelnen Fällen Zusagen vorgenannter Art ergangen sind, sind diese sofort zurückzuziehen."

Nachdem das erste offizielle Verbot der Regierung nach einem Einspruch aufgehoben werden mußte, erließ man ein zweites, das unwiderruflich war.

So sollte diese Spartakiade vereitelt werden!

Es blieb nicht bei papiernen Verboten. Die „Welt am Abend" berichtete über eine aus Moskau an die Spree geschickte rote Fahne, die im Zollamt in der Neuen Königstraße festgehalten wurde: „Grube will das Paket abholen. Das Umhüllungspapier fällt. Eine Fahne mit Inschrift erscheint, Sowjetstern, Hammer und Sichel leuchten auf rotem Untergrund. Das sieht ein junger Mann des Zollamtes. Schnell saust er zum Oberzollinspektor. Unter der Führung des Oberzollinspektors sammeln sich die Zollbeamten um die Geschenke, die das Moskauer Zentralinstitut den Arbeitersportlern Deutschlands gemacht hat.

Das kostet Zoll! Man hatte schließlich 168 Mark zusammengerechnet. In einer Konferenz erklärte der eifrige Beamte, daß vom Polizeipräsidium Berlin Anweisung an die Zollbehörde ergangen sei, Propagandaabzeichen und ähnli-

che Dinge, die für die Spartakiade Agitation machen könnten, den Empfängern nicht auszuhändigen. Bald war auch die Polizei im Zollamt – um die Fahne zu beschlagnahmen.

Grube hatte inzwischen mit den Zollbeamten die Fahne wieder eingepackt. Dann bestimmte er: Die Fahne geht wieder nach Moskau zurück. Hilflosigkeit bei der Kriminalpolizei. Man wollte die Fahne wenigstens sehen. Das kam nicht in Frage. Telefon zum Polizeipräsidium. Neue Hilflosigkeit. Grube erklärte: Sollte die Polizei die Fahne mitnehmen, ohne den Zoll zu hinterlegen, würde er die Beamten wegen gröblichster Verletzung ihrer eigenen Gesetze haftbar machen.

Daraufhin erklärte der Polizeibeamte, die Fahne könne wieder zurückgehen ..."

Doch die Polizei begnügte sich nicht mit solchen Aktionen. Es wurde ein Dekret erlassen, wonach das Tragen von Spartakiadeabzeichen strafbar sei. Am 4. Juli 1931, dem Tag, an dem das große Fest eröffnet werden sollte, wurden 62 Berliner und Gäste wegen des Tragens von Abzeichen inhaftiert und dem Schnellrichter vorgeführt.

Man rechnete mit Minuten-Verfahren und exemplarischen Strafen, aber die Richter mußten als erstes zur Kenntnis nehmen, daß Rechtsanwalt Litten die Verteidigung übernommen hatte. Die „Rote Fahne" schrieb darüber: „Das Idyll war gestört. Der Richter und der schmissige Herr Staatsanwalt, sonst gewohnt, in fünf Minuten einen Angeklagten ohne jeden Beistand zu verknacken, waren von vornherein aus dem Konzept gebracht."

Litten gehörte zu den angesehensten Anwälten jener Jahre, der, obwohl bürgerlicher Herkunft, viele Arbeiter – oft sogar kostenlos – verteidigte. Der wegen seiner geschliffenen Rhetorik und zwingenden Logik gefürchtete Anwalt hatte es sogar zuwege gebracht, Hitler in einem Verfahren als Zeugen vor Gericht laden zu lassen und ihn der Anstiftung zu vorsätzlichem Mord zu überführen. Die Faschisten vergaßen ihm das nie, verschleppten ihn noch in der Nacht des Reichstagsbrandprozesses und ermordeten ihn 1938 im Konzentrationslager Dachau.

Am Vormittag des 4. Juli 1931, als Litten für den Schnellrichter und den Ankläger völlig überraschend im Gerichtssaal erschien, verteidigte er als ersten den 50jährigen Arbeiter Max Furchera, angeklagt wegen Tragens eines Spartakiadeabzeichens, das er jedoch nach eigener Angabe mit rotem Stoff überzogen hatte. Verhaftet worden war er am Nachmittag des 2. Juli, als er von der Arbeit nach Hause kam.

Auf Antrag Littens mußte der Polizist als Zeuge erscheinen, der Furchera verhaftet hatte.

Als erstes fragte ihn der Anwalt, ob er völlig sicher sei, daß das Verbot, die Plakette zu tragen, am Vormittag des 2. Juli bereits öffentlich bekannt gewesen sei.

„Muß ich darauf antworten?" fragte der Polizist ratlos den Richter. Doch der schwieg – ähnlich ratlos.

Schließlich raffte sich der Beamte zu der Antwort auf: „Das weiß ich nicht!"

Litten stellte dem Gericht die Frage, wie ein Bürger wegen des Tragens einer Plakette bestraft werden könne, wenn nicht einmal der Polizist, der ihn inhaftierte, mit Sicherheit sagen konnte, ob das Verbot bereits bekanntgemacht worden war.

Der Staatsanwalt beantragte Freispruch, Litten kündigte Strafantrag gegen den Vizepolizeipräsidenten wegen Freiheitsberaubung an.

Im nächsten Verfahren ließ Litten einen Kriminalassessor Schulz als Zeugen vorladen und befragte ihn danach, ob die kommunistischen Zeitungen „Rote Fahne", „Berlin am Morgen" und „Welt am Abend" zu jener Pressekonferenz in das Berliner Polizeipräsidium eingeladen worden waren, in deren Verlauf das Verbot des Tragens eines Spartakiadeabzeichens mitgeteilt worden war. Der Kriminalassessor mußte zugeben, daß sie keine Einladung erhalten hatten.

„Wie sollten sie ihre Leser rechtzeitig davon informieren?" erkundigte sich Litten beim Richter.

Der verzichtete auf weitere Blamagen, erklärte sich kurzerhand für unzuständig, verfügte die Freilassung der Angeklagten und überwies die Verfahren an ordentliche Gerichte. In

der „Roten Fahne" lautete die Unterzeile: „Die Angeklagten freigelassen, das Verfahren vertagt und die Polizei blamiert."

Auf vielen Berliner Sportplätzen aber fanden internationale Feste statt, deren Programme dem der Spartakiade entsprachen. Aus den USA war eine siebenköpfige Leichtathletik-Mannschaft gekommen, deren Fahrgeld die Arbeiter gesammelt hatten und an deren Spitze ein 15jähriger afroamerikanischer Sprinter stand, der auch den Hochsprung für sich entscheiden konnte. Auf dem Platz von Fichte-Süd erlebten die Zuschauer ein dramatisches 10000-m-Bahngehen, das der Franzose Barzet vor dem Deutschen Blenkenburg, seinen Landsleuten Fritz und Vique und dem Tschechoslowaken Gaschek gewann. Mit Spannung erwartete man das Kugelstoßen, in dem die beiden besten Arbeitersportler, Wehn (Fichte-Ost) und Alfred Neumann (Fichte-Südost), auf Werner Seelenbinder trafen, der sich zu diesem Ausflug in die Leichtathletik entschlossen hatte. Wehn gewann und verbesserte die Bestleistung der Kampfgemeinschaft von 13,15 m auf 13,52 m.

Höhepunkt der vielen Sportfeste, die an die Stelle der Spartakiade getreten waren, blieb ein Treffen im Poststadion, wo auch der Ausklang der Spartakiade geplant war und sich die fast 100000 Gäste und Gastgeber vereint sahen. Viele ausländische Gäste reisten auf Einladung der sowjetischen Sportorganisation von Berlin weiter nach Moskau.

1955

Der Ministerrat der UdSSR beschließt, künftig Spartakiaden der Völker der Sowjetunion durchzuführen. Die erste soll 1956 stattfinden. Zuvor hatten alljährlich Tage des sowjetischen Sportlers stattgefunden, zu dem 1954 auch der damalige Präsident des Internationalen Olympischen Komitees, Avery Brundage (USA), eingeladen war. Er schrieb in seinen Memoiren darüber: „Meinen ersten Kontakt mit russischen Sportlern hatte ich bei den Spielen der V. Olympiade in

Stockholm 1912, als ich als Mitglied des US-Teams sehr gut bekannt wurde mit der russischen Mannschaft." Brundage war damals nach den Spielen eingeladen worden, einige Wettkämpfe zu bestreiten, reiste kreuz und quer durch Rußland und erinnerte sich: „Die sportlichen Einrichtungen waren 1912 sowohl in Finnland als auch in Rußland sehr primitiv. In St. Petersburg brach ich mir das Handgelenk beim Hochsprung, als ich auf einem Haufen Holzspäne landete, die ein weiches, ausgehobenes Erdloch ersetzten. 1934 war ich zum zweitenmal – inoffiziell – als Tourist nach Rußland gefahren und beobachtete den Beginn einer ungeheuren sportlichen Entwicklung nach den Anweisungen von Karl Marx, der in seinen Schriften die Notwendigkeit der Körperkultur für die Gesundheit der Werktätigen hervorhob. Das Motto hieß: ‚Bereit zur Arbeit und zur Verteidigung', und Spielfelder, Stadien, Schwimmbäder und Spielplätze wurden in allen Teilen der Sowjetunion gebaut ... Welch ein phantastisches Schauspiel war die überragende, fehlerlos organisierte Veranstaltung an jenem warmen Julinachmittag in Moskau 1954!

34000 Jungen und Mädchen aus allen Republiken der Sowjetunion, Usbeken, Tadshiken, Kosaken, Armenier, Georgier, Kirgisen usw., die Gewerkschaften, die Sportvereine, die Schulen und Hochschulen, alle waren in der sowjetischen Hauptstadt zusammengekommen ... Verschiedene spätere Besuche in der Sowjetunion und die Teilnahme an ihren Spartakiaden, den nationalen Spielen, die alle vier Jahre abgehalten werden, haben mich davon überzeugt, daß nichts mehr dazu beiträgt, die ausgedehnte Sowjetunion mit ihrer Vielzahl von Sprachen und mit ihren unterschiedlichen völkischen Gruppen, davon einige mit seit Generationen vererbten Feindseligkeiten, zusammenzuhalten, als ihr nationales Sportprogramm. Ich habe sowohl Irkutsk im weit entfernten Sibirien besucht, Samarkand, Taschkent und Buchara, Tbilissi in Georgien, Jerewan in Armenien als auch Odessa, Kiew und Leningrad und fand ein lebhaftes Interesse am Sport in all diesen verschiedenen Städten. Vor 50 Jahren existierte davon nichts. Beim Bau einer neuen Stadt in der sibiri-

schen Wildnis wurden Sportfelder fertiggestellt, bevor alle Straßen gepflastert waren. Sowjetische Olympiasieger kommen aus Turkestan, aus Armenien und aus Sibirien ebenso wie aus Moskau, der Ukraine und Leningrad." Ein sachliches amerikanisches Urteil über den Aufstieg des sowjetischen Sports, an dem die Spartakiaden der Völker der Sowjetunion enormen Anteil hatten.

In den Ausscheidungen der Klubs, der Städte und Rayons, der Gebiete und Republiken werden bei den Sommerwettbewerben Millionen Aktive gezählt. Als 1971 die V. Spartakiade in Moskau stattfand, starteten 7387 Aktive in den Mannschaften der 15 Unionsrepubliken, Moskaus und Leningrads. Sie ermittelten Sieger in 24 Sportarten und erzielten dabei 19 Weltrekorde. Bei den Vorwettkämpfen der 1961 zum ersten Mal ausgetragenen Winterspartakiade wurden knapp zehn Millionen Aktive gezählt.

Außerdem wird noch eine Unionsspartakiade der Schüler ausgetragen, an deren Vorausscheiden in der Regel rund zwölf Millionen Kinder und Jugendliche teilnehmen.

1965

In der DDR werden zum ersten Mal in allen Bezirken Kinder- und Jugendspartakiaden in den olympischen Sommersportarten ausgetragen. Damit wird auf der Basis einer großen Tradition der Arbeitersportbewegung und den Erfahrungen früherer Pionierspartakiaden in der DDR die Spartakiadebewegung gegründet. 1966 findet die zentrale I. Kinder- und Jugendspartakiade der DDR statt: 490 Teilnehmer starten bei den Wettkämpfen in den Wintersportdisziplinen. 12774 Aktive werden bei den Wettkämpfen in den 23 olympischen Sommersportarten in Berlin gezählt. An den Vorkämpfen waren 321000 Kinder und Jugendliche beteiligt.

Suche

Er sah sie etwas suchen und bemerkte eine Träne, die sie aber mit schneller Hand verrieb.

Sie gefiel ihm. Eine Haarspange sei ins Gras gefallen, erfuhr er, eine Erinnerung, bunt, mit einer Blüte.

Die nächste Träne sammelte sich. Es seien nur noch drei Minuten bis zum Aufruf, vielleicht – nun schluchzte sie fast schon – sei es auch bereits zu spät.

„Ich bin erst um elf dran", sagte er beruhigend, „ich bleibe hier, bis ich die Spange gefunden habe."

„Ehrlich?"

„Ehrlich."

Sie tobte davon. Jörg ließ sich behutsam auf den Rasen gleiten, damit er nicht etwa die Spange zerbrach. Er fuhr mit der flachen Hand über die Halme und riß ein paar Büschel aus, um zu markieren, wo er schon gesucht hatte.

Ich müßte die Spange im nächsten Augenblick finden, wünschte er sich, und ihr dann sagen, daß sie sie erst bekäme, wenn sie mit mir in die Eisbar gehen würde. Er hatte schon von Pfändern gehört.

Woher sie sein mochte? Gelbes Hemd und schwarze Hose? Suhl etwa? Das wäre weit, viel zu weit für eine Freundin. Er suchte unverdrossen weiter, und die Fläche, die er abgestöbert hatte, wurde immer größer.

Ich könnte sie dann aus der Eisbar nach Hause bringen, träumte er, und sie dann vielleicht vor der Haustür küssen. Sein Freund Hans, der sich gern „Jack" nennen ließ, erzählte immer Geschichten, die er mit Mädchen erlebt haben wollte und die zuweilen wüst endeten. Er glaubte kaum ein Wort, aber es beschäftigte doch zuweilen seine Phantasie.

Es muß ein Vorlauf sein, den sie vor sich hatte.

Die Spange fand sich nicht. Er sah sie, den Beutel mit den Schuhen über die Schulter geworfen, schon von weitem winken. Es tat ihm leid, daß er nicht mit der Spange zurückwinken konnte, zumal er fürchtete, daß sie ärgerlich davongehen würde, wenn sie von der erfolglosen Suche erführe.

So log er: „Ich habe sie, aber es bleibt ein Pfand."

Sie sah ihn an, das Braun der Augen blitzte hinter dem engen Schlitz der Lider.

„Pfand? Was willst du?"

Sie war tatsächlich aus Suhl. Er las es auf dem Hemd. Es machte ihn nicht sicherer.

Er hob die Schultern. Es sollte ungezwungen aussehen, war aber nur eine verkrampfte Geste.

„Ich dachte, du verstündest Spaß, ein Pfand, das ich herausrücke, wenn du mit mir heute abend Eis essen gehst."

Sie hantierte mit dem Schuhbeutel, versuchte ihn zuzuziehen, obwohl die Strippen schon fest saßen wie Knoten.

„Kennst du dich in Berlin aus?"

Es stiebte aus ihm heraus: „Und wie, ich bin hier geboren, was willst du sehen? Soll ich dir etwas zeigen? Wollen wir ins Kino?"

„Ich suche ein Grab", sagte sie schlicht.

Er schwieg, bis er irritiert fragte: „Ein Grab? Eine Oma oder so?"

Sie schüttelte den Kopf. „Mein Vater, er ist sehr krank und hat sein Leben lang Bücher gesammelt. Er spielt gern Schach, spielst du auch Schach? Er hat immer sparen müssen, um sich die Bücher kaufen zu können. Einer dieser Männer, die die Bücher herausgeben, hat er unlängst gelesen, soll hier in Berlin begraben sein. Und er wollte, daß ich mir dieses Grab ansehe." Ganz unvermittelt fügte sie hinzu: „Gib mir die Spange bitte wieder!"

Er war zu verwirrt, um weiter lügen zu können, und legte seine Hand sanft auf ihre Schulter: „Es war mehr ein Spaß, noch habe ich sie nicht gefunden, und es sieht auch nicht so aus, als wäre sie hier noch zu finden."

Sie warf den Kopf in den Nacken, aber nicht sonderlich empört. „Mir fehlen nur noch die 200 m am Fünfkampf, in zwei Stunden ..."

„Gewinnst du?"

Sie lachte: „Dann müßte ich Weltrekord rennen, aber Vierte kann ich noch werden. Wollen wir uns dann treffen? Und kannst du nicht mal jemanden fragen, wegen des Grabes?"

„Aber wie hieß dieser Mann?"

Sie zerrte an den Strippen des Beutels und suchte einen Zettel hervor: Samuel Fischer.

Für vier machten sie einen Treffpunkt aus, aber er hockte lange vorher im Stadion, um sie laufen zu sehen. Er hatte dafür in Kauf genommen, beim nächsten Spiel seiner Mannschaft nicht einmal als Auswechselspieler auf das Formular geschrieben zu werden. Er kannte sich selbst nicht mehr.

Sie kam als Dritte ein, und als endlich das Gesamtresultat an der Leuchttafel erschien, flammte ihr Name in der vierten Reihe auf. Nun wußte er ihn: Sabine Baade.

Er lief vor der Siegerehrung hinaus, bog in die Schönhauser Allee und war sehr stolz auf seine Idee: In einer Buchhandlung suchte er sich den ältesten Verkäufer und fragte ihn nach Samuel Fischer.

Der sah verwirrt drein und sagte nur: „Ein Verlag im Westen, angesehener Verlag im Westen."

„Ich meine das Grab", wiederholte Jörg flüsternd, weil er schon bezweifelte, daß die Idee wirklich gut gewesen war.

Der Alte verstand nun. „Das Grab", wiederholte er, „ja, das Grab ist auf dem alten jüdischen Friedhof in Weißensee. Gar nicht schwer zu finden." Und plötzlich erstaunt: „Was willst du an dem Grab?"

Jörg nickte ein freundliches „Dankeschön" und schlüpfte aus der Tür.

Um vier trafen sie sich, und kurz vor fünf standen sie in Weißensee vor dem jüdischen Friedhof, erfuhren, daß er von Bomben umgepflügt worden war, daß 809 Urnen aus Konzentrationslagern hier bestattet und 1907 Grabstätten von

Juden hier waren, die den Freitod gewählt hatten, als man sie hatte deportieren wollen.

Sie lasen auch die Tafel über Herbert Baum und wollten mehr über ihn wissen. Jörg, froh, daß sie nun schon an seiner Seite lief, als sei es ihr eine Gewohnheit, schlug eine Bibliothek vor, wo sie auch jemanden fanden, der ihnen ein Buch auslieh. Darin fanden sie Bilder von Herbert und Marianne Baum und lasen, daß sie in einer kommunistischen Widerstandsgruppe gekämpft und eines Tages den Plan gefaßt hatten, die von den Faschisten im Berliner Lustgarten errichtete Greuelausstellung „Das Sowjetparadies" in Brand zu stecken. Sie taten es, wurden verhaftet und lebten nur noch wenige Wochen. Herbert wurde im Polizeipräsidium bei einer Vernehmung umgebracht, Marianne in Plötzensee mit dem Fallbeil ermordet.

Erschüttert traten sie auf die Straße, und sie nickte nur, als er vorschlug, in die Stadt zu fahren, an jene Stelle, wo die Ausstellung in Flammen aufgegangen war.

Vom Bahnhof Friedrichstraße war es nicht weit. Es wimmelte von bunten Trainingsanzügen, und sie hatten Mühe, sich an Ketten Untergehakter vorbeizuschlängeln.

Der Abend schickte schon seine ersten Vorreiter, als sie auf den Platz gleich neben der Spree kamen. Sie gingen am Geländer entlang, vielleicht dreißig Schritte.

„Hier wird es gewesen sein", sagte er.

Obwohl sie die Zeit nur aus Büchern kannten oder aus Filmen, waren sie doch ergriffen von der Vorstellung dessen, was am 18. Mai 1942 hier geschehen war.

Schreiende Plakatwände, Hakenkreuze, verzerrte Bilder, Wachen in braunen Uniformen, lärmende Marschmusik – und dann die drei oder vier Tapferen!

Es war nicht nur Achtung vor denen in ihnen. Er zog sie an sich, obwohl er seinen verlangenden Gedanken vom Mittag längst vergessen hatte, und gab ihr einen sanften Kuß.

Des Siegers Mängel

Ein Leserbrief ist – durch juristische Lupe betrachtet – keine Eingabe, aber wer bei uns einen Fehler in die Zeitung bringt, kann mit Ärger rechnen, der ihn sich nach einer gepfefferten Eingabe sehnen läßt. Immerhin: Der wütende Brief einer aufgebrachten Leserin, der mir die Einladung zu einer Aussprache beim Chef eintrug, enthielt wenigstens nicht den Vorwurf, daß die Zeitung Falsches berichtet hätte. Die Absenderin hatte sich für das Wort „grundfalsch" entschieden, und das enthält – merkwürdigerweise – nicht die Anklage einer nur ein Dementi als Ausweg lassenden Falschberichterstattung. Es reichte: Der Chef war nicht allzu weit davon entfernt, vor Wut aus der Haut zu fahren, aber dennoch bereit, ein Gespräch über den Sachverhalt zu führen.

Ärger stellt sich bekanntlich oft ein, wenn man das Beste im Auge hat ...

Ich hatte über dem Porträt eines Spartakiadesiegers gesessen und plötzlich entdeckt, daß es zu rund und zu blank war. Es handelte sich um einen Skispringer. Die Noten, die er auf der Schanze bekommen hatte, standen schnurgerade neben denen, die sich auf seinem Zeugnis fanden.

Seine Haltung im Training? Sein Übungsleiter verriet mir: Vorbildlich!

Haltung im Kollektiv? Auch da nur Vorbild.

Aber Spartakiadesieger sind nur Menschen, auch wenn sie junge Menschen sind. Ich wollte etwas finden, was ihn irgendwie menschlicher machte, ihn anderen Jungen nicht als unerreichbar erscheinen ließ.

Eiskalter Wind pfiff um das Haus, und ich war ein wenig stolz darauf, daß ich mich trotzdem nicht davon abbringen ließ, dem Porträt des Spartakiadesiegers noch ein Licht aufzusetzen. Ich schnürte die Skistiefel, zog den Reißverschluß des Anoraks bis unter die Nase und stapfte davon. Glück hat nur der Tüchtige, dachte ich bei mir, als ich schon beim Betreten des Quartiers der Karl-Marx-Städter den Sieger und seinen Übungsleiter entdeckte. Sie warteten in der Halle auf

einen Fernsehreporter, und Eingeweihte wissen, wie lange das Fernsehen braucht, um jemanden zu interviewen. Ich konstatierte doppeltes Glück, wollte mich mit einer behutsamen Frage herantasten, entschloß mich aber unversehens, die Taktik zu ändern, und fragte geradezu: „Hat der nie einen Streich in der Schule begangen? Werden heute überhaupt keine Streiche in der Schule mehr gemacht?"

Der Übungsleiter grinste säuerlich und entschloß sich zu einem vorsichtigen: „Ich weiß nicht."

„Bei dem engen Kontakt zwischen Lehrer und Trainer, du hast doch vorhin noch darauf geschworen!"

„Na ja, aber ..."

Der Sieger saß still auf seinem Stuhl – man hätte es auch als artig beschreiben können – und tat so, als hätte er nichts von unserem Disput gehört.

„Er ist doch Sieger auf der Schanze und nicht im Streichemachen", wandte der Übungsleiter ein und spürte natürlich, wie dürftig seine Argumentation war.

„Fragen wir ihn doch selbst", schlug ich vor. Der Übungsleiter hielt verzweifelt nach dem Fernsehreporter Ausschau.

Da der nicht ins Bild kam, richtete ich mit der so erzwungenen Genehmigung des Übungsleiters die Frage an ihn: „Hast du auch schon mal einen Streich in der Schule gemacht?" Er verzog keine Miene, sah nur zu seinem Übungsleiter, der sich aber entschlossen hatte, wieder nach dem Fernsehreporter zu spähen.

Die Antwort war frappierend: „Ja, vor drei Wochen. Ich weiß, daß es eine Dummheit war..."

Der Übungsleiter riß die Augen auf, als peinige ihn ein entsetzlicher Schmerz. Dann hielt er wieder Ausschau.

„Die Milchflasche der Lehrerin stand auf dem Pult, und weil sie immer soviel und zuviel über den Nutzen und den Wert der Milch redet, haben wir ihr eine Einschlaftablette hineingerührt. Ich gebe ja zu, daß es Blödsinn war, aber ...", er grinste, „die Wirkung war enorm!"

Die Augen des Übungsleiters waren so schreckgeweitet, daß der Sieger von nun an schwieg.

Ich trollte mich, kehrte an meine Schreibmaschine zurück und stellte schon nach den ersten drei Zeilen fest, daß ich mein Reporterschiff nun in Untiefen gesteuert hatte. Ich durfte – fiel mir sofort auf – schließlich nicht etwa ein Rezept publizieren, wie man mißliebige Lehrerinnen einschläfert, wollte aber andererseits auch andeuten, daß es sich nicht etwa um eine Abführtablette gehandelt hatte.

Die Sache war im höchsten Grade vertrackt, aber meine unverrückbare Absicht, dem Sieger die Würde eines Denkmals zu nehmen, triumphierte über alle inneren Einwände. Am Ende fand ich das Porträt jedenfalls gelungen, hämmerte es eigenhändig in die Fernschreibtasten und las es am nächsten Morgen in der Zeitung mit unvermindertem Vergnügen.

Als ich von der Spartakiade aus den Bergen heimkehrte, lag der Brief schon vor, die Einladung des Chefs ebenfalls.

„Eine Lehrerin hat geschrieben, ich nehme an, daß es nur die erste ist, wir werden noch mit einer Lawine Briefe rechnen können. Eine Erklärung bitte, und zwar kurz und bündig."

Ich versuchte meine ehrenwerten Absichten bei der Beschreibung eines Siegers darzulegen, kam damit aber nicht weit.

„Wollte, wollte – das Resultat ist ausschlaggebend, dieses hier ist niederschmetternd. Tausende Lehrer in unserer Republik geben sich jeden Tag redliche Mühe, junge Menschen zu erziehen, plagen sich mit Disziplinlosen und können nun in ihrer Zeitung lesen, daß man dort Anregungen druckt, wie diese Disziplinlosen ihre Erfolge vergrößern können. Das ist haarsträubend. Ganz einfach zum Kotzen! Diese Frau hat recht, du wirst zu ihr hinfahren und dich bei ihr entschuldigen und wirst zu jedem anderen fahren, der noch auf die Idee kommen sollte, einen Brief zu schreiben!"

Ich sah mich das nächste Jahr mit dem Kursbuch als einzige Lektüre verbringend.

„Nur noch eine Frage", riskierte ich.

„Und?" brummte der Chef, erhob sich aber dabei schon.

„Sind Sieger also generell fehlerlos?"

Die Explosion bewog die Sekretärin, die äußere Tür zum Chefzimmer zu schließen.

„Konntest du nicht schreiben, daß er Vorbild ist, aber seine Schuhe nicht putzt?"

„Er putzt sie ja!"

„Vielleicht ist er in Geographie schwach?"

„Wie sollte er, mit einem Durchschnitt von 1,1 auf dem Zeugnis?"

„Hat er heimlich geraucht?"

„Garantiert nicht. Ich glaube auch nicht, daß er jemals im Leben rauchen wird."

„Das alles interessiert mich nicht!" tobte er da los und entließ mich.

Ich fuhr nach Kamenz und entschuldigte mich bei der Lehrerin. Sie war ganz verschreckt, als sie hörte, daß ich ihretwegen aus Berlin gekommen war, kochte Kaffee, holte Kuchen und lud mich ein, bis zur Abfahrt des Berliner Zuges bei ihr noch eine Flasche Wein zu trinken.

Sie blieb die einzige Briefschreiberin, was ich bei der Rückfahrt von Kamenz fast bedauerte.

Ich arbeite übrigens immer noch an dem Problem der Darstellung von Siegern, denn nach wie vor steht fest, daß Spartakiadesieger natürlich keine Denkmäler sind...

Der Eid

Herr Kölle stieg Ostkreuz aus. Er wollte eine Tante besuchen, eine ältere Dame, die er Jahre nicht gesehen hatte und deren genaue Adresse er nicht einmal kannte. Sie schüttelten ihm artig die Hand, schworen, pünktlich in ihrer Schulunterkunft zu sein.

Kaum hatte der Zug den Bahnhof verlassen, schrie Kalle so heftig, daß alle Fahrgäste auffuhren: „Saublödian!"

Ein älterer Herr schaukelte empört mit dem Kopf. Michael brummte: „Maul halten!"

Auf Michael hörten sie.

Jörg, den sie „Käuzchen“ nannten, schien Michael gar nicht gehört zu haben: „Ehrlich, das darf nicht wahr sein. So nahe dran und dann soviel Stumpfsinn.“

Kalle wiederholte sich: „Saublödian!“

Stummel, der eigentlich Thomas hieß, pflichtete ihm bei: „Das ist nicht zu übertreffen, ehrlich, nicht zu übertreffen.“

Jörg wunderte sich, daß Michael nicht reagierte. „Und du?“ fragte er ihn direkt.

„Es ist vorbei“, war alles, was der dazu sagte, und dann fügte er noch hinzu: „Hört jetzt auf, wir haben noch zwei Spiele!“

Mike lachte giftig: „Noch zwei Spiele, vielleicht um einen Pokal für die Bravsten. Den Siegern werden die Tränen in die Augen steigen, wenn sie die Medaillen bekommen und uns dann dastehen sehen. Die braven Jungens!“

Der, den alle meinten, hieß Fred und sah aus dem Fenster. Häuserfassaden flogen an ihm vorüber, alte, rissige und neue, an denen man die Fugen der zusammengeschweißten Platten sah. Auf einem Balkon klammerte eine Frau Wäsche an die Leine, und er mußte an seine Mutter denken, nach der er sich jetzt sehnte. Denn er war in Gefahr und hielt die Mutter für den einzigen Menschen, dem er zutraute, einen Ausweg aus dieser Gefahr finden zu können.

Kalle ärgerte sich vor allem, daß Fred ununterbrochen aus dem Fenster starrte und so tat, als ginge ihn das alles gar nichts an.

„Vielleicht sollten wir ihn heute nacht mal besuchen und uns für seinen Freundschaftsdienst bedanken“, drohte er.

Jörg mochte solche Warnungen nicht und versuchte zu vermitteln: „Herr Kölle hat auch gesagt...“ Weiter kam er nicht, denn Kalle blökte dazwischen: „Der besucht auch alte Tanten, deren Adresse er nicht mal weiß.“

Michael erhob sich von der Bank und ging zur Tür. Stummel teilte ihm emsig mit: „Es sind noch drei Stationen.“

Aber Michael antwortete: „Die laufe ich lieber, als daß ich euch noch länger zuhöre.“

Die anderen standen auch auf. Kalle sah eine neue Gele-

genheit, gegen Fred loszuziehen: „Wir lassen ihn eben hier sitzen. Soll er weiterfahren, bis dahin, wo nur solche wie er sind."

Michael beherrschte sich nur mühsam: „Deine Blödheit ist schwerer zu ertragen als das, was er getan hat."

Das saß. Kalle schwieg von nun an.

„Steigen wir aus?" fragte Jörg.

Michael schüttelte den Kopf.

Jörg stellte sich neben ihn. „Du mußt doch zugeben, daß er genausogut hätte den Kopf schütteln können. Er hatte die Wahl zwischen Nicken und Schütteln. Warum mußte er nikken? Alles lag bei ihm. Keiner hätte ihm einen Vorwurf gemacht..."

„Hast du es gesehen?" fragte Michael sachlich.

„Nein, ich stand ja hinter ihm, fast an der Linie. Ich sah den Ball und war sicher, daß er ins Aus gehen würde. Ich blieb stehen wie ein Stein und dachte: ‚Nur nicht berühren das Ding!'"

Michael hob die Schultern. Dann war wieder Ruhe. Der Zug hielt auf dem Bahnhof Leninallee.

Stummel hatte zugehört, was Jörg erzählte. Er gab sich Mühe, sachlich zu bleiben: „Wenn es nicht 16:15 gestanden hätte..."

Aber Michael winkte ab: „Darum geht es gar nicht. Es hätte auch 0:0 stehen können."

Plötzlich war Fred da, und sie wußten, daß er alles mit angehört hatte.

„Ich sage nur eins", seine Stimme klang, als würden gleich Tränen seine Augen überschwemmen, „habt ihr nicht den Eid gehört, ganz am Anfang, am Tag der Eröffnung? War da nicht die Rede von Fairneß, und was weiß ich?"

Kalle schlug sich mit der flachen Hand an den Kopf: „Saublödian!"

Michael stieß ihn heftig vor die Brust. „Genug damit!"

„Der Eid?" wandte er sich an Fred, „na gut, da war der Eid. Aber da waren nun inzwischen auch die Medaillen. Wir haben fair gekämpft. Niemand kann uns einen Vorwurf ma-

chen. Der Schiedsrichter hat den Ball nicht gesehen. Das ist seine Schuld, nicht deine oder meine oder unsere. Hätte er einen Punkt für die anderen gegeben und wir hätten spektakelt, hätten sie uns Vorwürfe machen können. Aber es ist Sache des Schiedsrichters, herauszufinden, ob du den Ball berührt hast oder nicht. Ich weiß nicht einmal, ob er nach den Regeln das Recht hat, dich zu fragen…"

Fred hatte noch immer mit Tränen zu kämpfen. „Aber er hat mich gefragt, und was hätte ich tun sollen? Lügen?"

Stummel sah das anders: „Eine Lüge wäre es nicht gewesen. Du hättest dich doch geirrt haben können…"

Fred fuhr hoch: „Irren, wenn ich gefragt werde, ob ich den Ball berührt habe? Irren? Hast du dich schon mal geirrt? Blödmann!"

Michael fuhr dazwischen: „Irren ist sicher nicht richtig gesagt, aber…"

Stummel rief dazwischen: „Er hätte es einfach verwechselt." Aber die anderen fanden das auch nicht sehr treffend. Kalle faßte es deutlicher: „Wir hätten gewonnen, das Spiel und eine Medaille, und wenn der Schiedsrichter nicht sieht, ob du den Ball berührt hast, mußt du es auch nicht sehen."

„Sehen? Ich habe es gespürt!" wandte Fred verblüfft ein.

„Dann hättest du das eben vergessen!"

„Und der Eid?"

„Der Eid! Der Eid! Das ist doch mehr für die Zuschauer und für die Zeitungen und so. Du weißt, was sie uns erzählen, wenn wir nach Hause kommen, was sie uns schon heute hier erzählen in der Bezirksmannschaft. Aufgabe nicht erfüllt! Zielstellung nicht erreicht!" Kalle war durchaus imstande, auch sachliche Sätze zu formulieren. „Und was sagen wir? Dafür hoffen wir auf den Preis für die fairsten Buben."

Michael gab zu bedenken: „Mit dem Eid hat er verdammt ein wenig recht. Wozu solch Eid, wenn man sich nicht dran hält? Eine dämliche Situation. Ich weiß auch nicht."

Der Zug fuhr in den Bahnhof Greifswalder Straße ein. Sie stiegen aus, mißvergnügt. Aber Sekunden später maßlos überrascht. Herr Kölle stand vor ihnen.

„Und seid ihr euch einig geworden?"
„Sie wollten doch ..."
„Ich wollte euch allein lassen, sonst gar nichts. Und?"
„Wir haben weiter gar nicht darüber geredet", sagte Michael.
Dann stiegen sie die Treppen hinab.

Ein Film

Es war keine Routinesitzung, geschliffene Gläser auf poliertem Holz, eine Schale Obst, Gebäck und Kaffee, den eine Sekretärin einschenkte.

„In olympischen Dörfern", erklärte der Gastgeber, „laufen rund um die Uhr Kinoprogramme. Western, Landschaften in schillernden Farben, Sportfilme. Wir möchten einen über unsere Spartakiade zeigen."

Der berühmte Regisseur knabberte verdrossen eine Salzstange und schwieg.

„Wir dachten", fuhr der Gastgeber mit unbeirrter Gelassenheit fort, „die Schönheit der Spartakiade zu zeigen, den Wettkampf der Jüngsten, der doch", er suchte nach einem passenden Wort, „soviel Stimmung hat."

Es entstand eine Pause. Einer in der Runde wollte dem Gastgeber zu Hilfe eilen und noch Überzeugenderes vortragen. „Das läßt sich doch in Farbe prächtig auf die Leinwand bringen, diese Atmosphäre, die Stimmung."

Der berühmte Regisseur nickte und ließ nur die Bemerkung fallen: „Von Stimmung war eben schon die Rede."

Die Sekretärin goß Kaffee nach.

Der Zu-Hilfe-Eiler stieß unverzagt in das Vakuum: „Ich denke an die Fahnen, an Wind, roten Tartan, die strahlenden Gesichter ..."

Der berühmte Regisseur setzte die Tasse hart ab und sagte: „Wie schön!"

Der Gastgeber war Herr der Lage. Er wandte sich direkt und dennoch unaufdringlich an den Gast: „Könntest du dir das vorstellen?"

Der hob den Kopf und grinste: „Die Stimmung, von der hier dauernd die Rede ist? Nee, das kann ich nicht. Und was dein Anliegen betrifft, ist ein ehrliches Wort vonnöten: Ich habe keine Ahnung vom Sport, habe noch nie eine Spartakiade aus der Ferne gesehen. Sport – das Wort entzündet nichts in mir. Höchstens ein paar Zweifel. Muß das alles sein? Sind Muskeln so wichtig? Wofür einen Zentimeter höher springen? Fußballzuschauer geben mir Rätsel auf mit ihrem Verhalten. Und dann habe ich ein olympisches Dorf vor meinem Auge, junge Menschen aus aller Welt, vielleicht ein halbes Hundert Sprachen. Laufen die nicht gähnend aus dem Kino, wenn sich nicht mehr vor ihnen ereignet, als daß Fahnen im Wind wehen und fünf Kinder, sicher nicht vollendet, auf einer Bahn rennen?"

Der Gastgeber hob die Schultern. Er gab sich Mühe, seine Enttäuschung zu verbergen. Andere am Tisch widersprachen heftig, allerdings ohne Argumente.

Der berühmte Regisseur schob eine weitere Salzstange Zentimeter um Zentimeter in sich hinein, trank einen Schluck Kaffee und fragte plötzlich: „Hat einer hier in der Runde eine Idee? Ich meine mehr als Fahnen und Wind und Trara?"

Es war da einer, der ziemlich überzeugt tat, daß er eine höchst reizvolle Idee zur Hand hätte: „Eine Kreisspartakiade im Harz, Auftakt zwischen Fachwerkhäusern, Turmbläsern, Einmarsch auf dem Sportplatz, der dicht an einem Hang klebt..."

Der Regisseur stand auf: „Ich fahre hin. Das sehe ich mir an, ihr hört von mir."

Es blieb viel Gebäck auf dem Tisch, Obst in der Schale, Kaffee in der Kanne.

In der Gaststube des Stadthotels trafen sie sich wieder, der Regisseur und der mit der Idee.

„Fachwerk ist Fachwerk", schmunzelte der Regisseur und trank einen langen Schluck Bier, „daraus wird noch kein Film, aber eine Kolonne Sportler vor diesen Fassaden, zugegeben, das ist schon Atmosphäre. Den Sportplatz habe ich gesehen, der hat auch nichts von einem üblichen Sportplatz, der

ist schon aufregend. Aber das alles ergibt noch keinen fesselnden Film.'

Sie tranken noch ein Bier und spazierten dann über eine zerfahrene Landstraße in das nächste Dorf, wo sich eine moderne Schule aus dem Wald schob. Es war Nachmittag, und so verblüffte den Regisseur der Spektakel, der aus dem Keller drang. Sie fanden mit wenigen Schritten das Lehrschwimmbecken. Der Trubel der Übenden und der anderen, die sich lärmend vergnügten, wild plantschten und spritzten, zog sie schnell in den Bann. Die Sportlehrerin, eine junge Frau mit vollendeter Figur – was der zweiteilige Badeanzug selbst dem flüchtigsten Blick offenbarte –, begrüßte den berühmten Regisseur lachend und nicht anders, als wäre es ein Kollege aus der nächsten Stadt.

„Herzlich willkommen, der Lärm macht eine Unterhaltung schwer, aber nachher hätten wir sicher noch Zeit. Normalerweise ist das ein Becken für zehn oder zwölf Kinder, aber sie sind mit solcher Begeisterung dabei, daß wir es nicht so genau nehmen. Das wichtigste ist, daß sie alle schwimmen lernen, und das schaffen wir ohne weiteres."

„Lernen Sie es nur an den Nachmittagen?"

„Nein, nein," widersprach sie, „wir haben doch richtige Schulschwimmstunden, aber nachmittags nutzen wir die Zeit und das Becken eben auch."

Der Regisseur studierte in Gedanken bereits die Positionen, an denen die Beleuchter die Ständer für die Lampen postieren könnten. Die zerschlissene Straße, der dichte Wald und zwischen beidem die Schule mit den im Wasser tobenden Kindern – er sah die Bilder vor sich.

Danach gingen sie in anderer Richtung, und es war schon fast dunkel, als sie bei einem Rentner durch die Tür traten, der ihnen mit freundlicher Miene durch den langen Korridor entgegenhumpelte. Ein Eisenbahner, der im Krieg ein Bein verloren hatte, flüsterte der mit der Idee dem Regisseur zu. Sie nahmen am Wohnzimmertisch Platz, und der Rentner erzählte, wie er eines Tages, um die Zeit totzuschlagen, auf die Idee gekommen war, in der Schulsportgemeinschaft eine

Fußballmannschaft zu betreuen, und daß es inzwischen schon die sechste sei, mit der er unterwegs ist.

Der berühmte Regisseur stellte keine einzige Frage. Er beobachtete nur den Mann und sah, wie die Begeisterung für seine Aufgabe ihn verwandelte. Natürlich redete der Rentner auch von dem Ärger, den er mit den „Lausern" zuweilen habe, aber die Darstellung dieser Scherereien klang so vergnüglich, daß man verstand: Sie wogen die vielen schönen Stunden nicht auf.

Im Stadthotel tranken sie am Abend noch ein Bier. „Wieviel solcher Leute sind da noch?" fragte der Regisseur.

„Viele", entgegnete sein Gegenüber, „viele halten den Sport für einen Apparat mit den Aufschriften ‚Rekord' und ‚Ziel', aber sie haben nie empfunden, was eine simple sportliche Gemeinschaft für Erlebnisse vermittelt."

„Das mag sein", gab der Regisseur zu, „ich glaube, daß ich den Film anfangen werde. Es wird vielleicht einer meiner schwersten Filme werden, weil ich mir überlegt habe, daß wir einen Stummfilm machen müssen, wenn wir Erfolg haben wollen."

„Stummfilm?"

„Das ist übertrieben. Einen Film ohne Kommentar, weil: Jeder Kommentar müßte übersetzt werden, und wie will der Vorführer im olympischen Dorf – habe ich mir überlegt – herausfinden, ob mehr Araber im Saal sitzen oder Japaner. Welche Rolle soll er einlegen? Ein paar Zwischentitel, die wir in zwanzig Sprachen schreiben lassen, und alles andere müssen die Gesichter erzählen, die Gesichter und natürlich auch die Häuser, die neuen und die alten." Nach einer Pause fügte er noch hinzu: „Und einiges läßt sich auch mit der Figur der Schwimmlehrerin sagen, einiges über den Wert des Sports, meine ich."

Anfang

Sie hatten sich Fragen aufgeschrieben, weil der Lehrer meinte, es könnte einen schlechten Eindruck hinterlassen,

wenn dem Referenten keine qualifizierten Fragen gestellt würden, zumal das Niveau der Fragen vielleicht auch jemanden auf die Qualität des Unterrichts schließen ließ. Sie hatten das sogleich eingesehen und die Fragen einheitlich auf schmale Heftränder geschrieben, damit man sie unauffällig hervorholen und notfalls auch ablesen konnte, wenn sie der Nebenmann einigermaßen geschickt hielt.

Uwe hatte beginnen sollen. Ihm hatte der Lehrer eine Frage nach dem „Wert" von Traditionen diktiert, was Uwe übrigens nicht völlig verstanden hatte. Als es soweit war, hatte er die Frage und den Zettel denn auch völlig vergessen und etwas ganz anderes gefragt, nämlich: „Gab es früher in Oberhof auch schon eine Rennschlittenbahn?"

Der Lehrer raufte sich verärgert die Haare, aber der Referent war in keiner Weise verblüfft und hielt die Frage auch für durchaus angemessen. Er begann zu erzählen, daß gleich nach der Jahrhundertwende auf der Straße zur unteren Schweizerhütte Bobrennen ausgetragen worden waren. In den Schlitten hätten aber nur solche gesessen, deren Eltern reich genug waren, um ihren Söhnen einen solchen Bob kaufen zu können. Später wurde am Wadeberg eine Schlittenbahn ausgehoben und Jahre danach die richtige Wadeberg-Bobbahn errichtet, deren einst imponierende Steilkurven man heute noch sehen könne und auf der noch die ersten Spartakiadesieger gerodelt sind.

Ob er auch wüßte, wie es gleich nach dem Krieg in Oberhof ausgesehen habe, fragte daraufhin ein anderer. Er meinte, ob die FDGB-Urlauber damals auch schon in Oberhof ihre Ferien verlebt hätten.

Die Antwort überraschte sie, denn sie lautete „Nein!". Der Referent konnte ihnen einen akkuraten Bericht dazu geben. Das Pionierhaus zum Beispiel, in dem sie jetzt saßen, hieß damals noch „Golf-Hotel", und ungelegenen Gästen – für die Besitzer des Hauses waren dies vor allem jene, die nicht ohne Stolz bekannten, ihr Geld mit ihrer Hände Arbeit verdient zu haben – empfahl ein schwergewichtiger Portier schon in der Tür die Umkehr.

Die Runde war nun vollends verblüfft, und einer aus ihrer Mitte fragte spontan: „Und das durften die?"

„Durften?" wiederholte der Referent dieses Wort und entdeckte, daß ihn diese logische Frage ähnlich in Erstaunen versetzt hatte wie die Mädchen und Jungen seine Schilderung.

„Durften? Der Besitzer berief sich auf seine Rechte. Das Hotel gehörte ihm, und er befand darüber, wer es betreten durfte und wer nicht."

„Aber was hatte er gegen die Arbeiter?" lautete die nächste folgerichtige Frage. Wieder eine, die den Referenten zum Nachdenken nötigte. Was mochte damals eigentlich deren Motiv gewesen sein? Er erinnerte sich an seine drei Nächte im „Golf-Hotel", als Oberhof die erste Wintersportmeisterschaft erlebte. Der Besitzer hatte sich großzügig bereit erklärt, zehn Journalisten zum „Vorzugspreis" aufzunehmen, und denen beim Betreten des Hauses devot ein Glas Wacholderschnaps kredenzt, wobei er einen dezenten Hinweis darauf äußerte, daß man möglicherweise auf das Entgegenkommen in einem Nebensatz zum Thema „Gastfreundschaft" verweisen könnte. Dabei wußte er sehr gut, für wen die Journalisten tätig waren – für Zeitungen der SED, für den Rundfunk, an dessen Spitze Kommunisten saßen. Oder sollte er etwa geglaubt haben, Sportjournalisten trennten Politik und Sport?

Dem Referenten fiel auf, daß eine Pause entstanden war, als er seinen Gedanken nachlief, und beeilte sich, den Verdacht zu verjagen, er wüßte etwa keine Antwort.

„Er hatte vielleicht gar nicht soviel gegen die Arbeiter, zumal er ja auch in seinem Hotel welche brauchte, aber er fürchtete, daß seine Gäste an Arbeitern Anstoß nehmen könnten, an ihren Manieren, ihrer Sprache, ihrem Hang zum Bier, ihren selbstgedrehten Zigaretten, ihrer Offenheit – kurzum, es gab genug, was sie stören mochte."

Nun nahmen die Fragen kein Ende mehr: „Aber es gab doch keine Fabrikanten mehr in der DDR?"

„Das stimmt nicht ganz, denn es waren nur die Kriegsver-

brecher enteignet worden, durch Volksentscheid übrigens, was man ja in der Schule lernt. Es gab noch genug Fabrikanten, ehrliche darunter, aber auch viele Betrüger, die ständig nur danach forschten, wie sie sich schneller bereichern konnten. Und die waren gern unter sich oder trafen sich mit welchen, die ihnen beim Schnellerbereichern helfen wollten."

„Und wie wurde das ein Pionierhaus?"

„Wie sah es denn damals hier drin aus?"

„Wo ist der Besitzer geblieben?"

Der Referent riet, die Fragen zu ordnen. Als erstes versuchte er sich zu erinnern, wie es damals hier ausgesehen hatte: schwerer Samt vor den Fenstern, silberne Kerzenleuchter auf den Tischen, dicke Teppiche, die die Schritte verschluckten ...

„Ein Märchenschloß!" hauchte ein Mädchen.

„Kein Märchenschloß", widersprach der Referent nachsichtig, „nichts war märchenhaft, denn man mußte für alles bezahlen, und wer nicht bezahlt hatte, durfte keinen Schritt auf den Teppichen laufen. Im Märchen ist das bekanntlich anders." Das Mädchen nickte. „Ein Pionierhaus wurde es, als der Besitzer eines Tages vor Gericht gestellt wurde. Er hatte gegen viele Gesetze verstoßen, vor allem gegen die, die Betrug ahnden. Wo er geblieben ist, kann ich nicht sagen, aber es dürfte wohl sicher sein, daß er anschließend westwärts zog und dort vielleicht heute wieder irgendwo ein Haus für reiche Leute besitzt."

„Aber wenn er die Journalisten aufgenommen hat, war er doch ein Guter?"

In diesem Augenblick erinnerte sich der Referent ganz genau an jenen Oberhofer Abend. „Die Gemeindeversammlung war zusammengetreten, um über den Antrag abzustimmen, während dieser ersten Meisterschaften von jedem Sportler nur zwei Mark pro Nacht und Bett zu verlangen. Die Mehrheit war dagegen, und sie berief sich darauf, daß diejenigen, die den Sport fördern wollen, wie es die neuen Männer in Berlin vorgaben, auch Geld dafür haben müssen. Ein

Sportfunktionär, der aus Berlin eigens zu dieser Sitzung nach Oberhof gekommen war, rief dazwischen: ‚Und woher soll das Geld kommen?‘ Sie belehrten ihn, daß man es hier nicht gewohnt sei, unterbrochen zu werden, sich daran auch nicht zu gewöhnen gedenke und daß es schließlich einen Gemeindevertreter in Oberhof überhaupt nicht interessiere, woher das Geld käme. Ihn bewege allein die Gemeindekasse, und die ließe sich von Gästen, die nur zwei Mark für ein Bett entrichten, kaum füllen ...“

„Und dann?“

„Dann fiel dem Sportfunktionär etwas sehr Kluges ein. Er ließ sie nämlich alle reden – drei waren übrigens darunter, die für den Antrag und für die neue Sportbewegung waren – und meldete sich dann in aller Form zu Wort. Er begann langsam und erzählte viel aus Berlin. Als man ihm nach einer Dreiviertelstunde zurief, er möge endlich zum Schluß kommen, schob er die Hand hinter das rechte Ohr und fragte überaus höflich: ‚Hörte ich hier nicht vorhin, daß man sich nicht daran gewöhnen wolle, Redner zu unterbrechen?‘ Er habe sich das gut gemerkt und bitte darum, daß man es nun auch für ihn gelten ließe.“

„Und dann?“

„Dann redete er über drei Stunden, und schließlich hatten sie genug von ihm und versprachen, nicht mehr als zwei Mark zu kassieren. Sie wollten nämlich an ihren Stammtisch.“

„Und dann?“

„Dann fanden hier die ersten Meisterschaften statt, und es waren vergnügte Tage, bis auf den kleinen Ärger am letzten Abend, als der Portier vor dem ‚Golf-Hotel‘ zwei Mädchen wegschickte, die in Skihosen zum Tanz gekommen waren!“

„Hier in unser Haus?“

„Damals war es doch das noch nicht!“

Das Foto

Die Maschine war eine jener 18sitzigen, die oft dort eingesetzt werden, wo Landepisten zu kurz oder schwer anzuflie-

gen sind. Der Copilot überwachte das Anschnallen und zog dann die Tür zum Cockpit hinter sich ins Schloß. Der Klang der beiden Propellermotoren verriet, daß sie auf Vollgas liefen. Der Talkessel wirkte durch die Fenster beängstigend schmal, die Gipfel erregend hoch, und die vorüberhetzenden Wolken nährten das Gefühl, der Himmel sei voller Gefahren.

Der Schwede neben mir öffnete gelassen den Schraubverschluß einer Whisky-Taschenflasche, nahm behaglich einen langen Schluck und streckte sie mir ermunternd zu. Ich zögerte einen Augenblick, nahm sie dann aber doch. Weniger wegen des Whiskys als wegen der Umstände, die es nun einmal gefügt hatten, daß er die nächsten zehn Tage mein Gefährte sein würde. Umstände übrigens, auf die ich keinerlei Einfluß gehabt hatte.

Wir kannten uns seit Jahren von vielen Schauplätzen der Sporthöhepunkte. Er schleppte immer einen Koffer voller Kameras mit sich herum, dessen Äußeres überall Aufsehen erregte: Hotelaufkleber, Signets von Weltmeisterschaften, Olympiaembleme und auch Reklamemarken von Kamerafabriken, ein Kasten, der still brüllte, lauter als eine Musikbox. In Schweden hielt man viel von seinen Bildern. Es hieß, daß er schon eine Reihe gediegener Ausstellungspreise gewonnen habe, und was zwischen uns ein sachliches, zuweilen in abendlichen Runden auch durchaus herzliches Verhältnis hatte entstehen lassen, war sein unvoreingenommenes Verhalten gegenüber der DDR, die in den Jahren, da wir uns kennengelernt hatten, von manchem noch hämisch und nicht selten auch – um Verachtung zu bekunden – als „Zone" apostrophiert worden war.

Diesmal hatten uns Skiweltmeisterschaften zusammengeführt. Wir hatten uns begrüßt wie eh und je und hier und da wieder getroffen, im Stadion auch mal unsere Meinungen über Favoriten und ihre Chancen ausgetauscht, bis er plötzlich auf mich zukam, ein höchst amtliches Telegramm aus der Tasche kramte und mir eröffnete, daß seine Illustrierte ihn beauftragt habe, möglichst spektakuläre Bilder von der

Kinder- und Jugendspartakiade in den Thüringer Bergen zu fotografieren. Die nötigen Papiere seien auf dem Flughafen in Berlin hinterlegt, und so habe er denn auch die Koffer schon gepackt, durch einen Zufall aber erfahren, daß ich das gleiche Ziel habe. Ob es da nicht das klügste wäre, gemeinsam zu reisen?

Die Frage war nur zu verständlich. „Ich kenne da keine Menschenseele und weiß bei einer Spartakiade nicht einmal, wo oben und wo unten ist", fügte er noch erklärend hinzu.

Die Maschine hatte sich zu den Gipfeln hinaufgedröhnt, tief unter uns leuchtete das von Flaggen gesäumte Hufeisen des Skistadions bunt aus der weißen Landschaft.

Mein Nachbar prüfte den Inhalt der Flasche und entschied sich für einen zweiten Schluck. Der Copilot kam und kontrollierte die Gurte.

„Also alles Kinder, wie ich gehört habe?" versuchte der Schwede zur Sache zu kommen.

Ich wußte nicht, was ich ihm antworten sollte. Mehr als „Ja" fiel mir nicht ein.

Er holte die letzte Ausgabe seiner Illustrierten aus dem Mantel, das Titelbild war wenig winterlich: Ein hüllenloses Mädchen.

„Nur der Blickfang", sagte er entwaffnend schlicht, „aber ein richtiges Kindersportfest könnte durchaus auch etwas sein. Auch lustig und so?"

Ich nickte. „Nicht gerade auf der Schanze, aber sonst schon."

„Sie nennen es das große Geheimnis und hoffen, daß ich ihnen die Bilder liefere, die das Geheimnis wie einen Code knacken können." Er lachte aus vollem Halse.

Meine Miene muß skeptisch gewirkt haben, denn er fragte fast ein wenig unsicher: „Glauben Sie nicht, daß das gelingt?"

„Doch, doch", beeilte ich mich zu versichern, aber dann endete das Gespräch, weil das Flugzeug in Böen geriet und unsere Gedanken in ganz andere Richtungen flohen ...

Fünf Tage später kam er in mein Zimmer, strahlend, dies-

mal eine große Flasche Whisky in der Hand. „Das Bild des Jahres", polterte er lachend, „und noch dazu in Farbe!"

Ich hatte ihn tagelang herumziehen sehen, von der Rennschlittenbahn zum Biathlon-Schießstand, war ihm an der Schanze begegnet und auch dort, wo nur um den Goldenen Schneekristall gekämpft wurde. Wäre er mit einem krächzenden Papagei herumgezogen, hätte er kaum mehr Aufsehen erregen können als mit seinem scheckigen Koffer. Überall liefen die Kinder zusammen und zeigten sich gegenseitig die Aufschriften der grellbunten Etiketten. Jeden Abend stellte er eine Flasche Whisky auf einen der Tische im Pressezentrum und lud jeden Vorüberkommenden ein, ein Glas mit ihm zu leeren, wobei schnell klar wurde, daß es ihm weniger um das Trinken als um die Fragen ging, die er zwischen seinen lärmenden „Skol"-Rufen stellte und die sich im übrigen als die eines Fachkundigen erwiesen.

Ansonsten benahm er sich zurückhaltend und diszipliniert und wurde schnell von der großen Spartakiadefamilie als wohlgelittener Fremder mit einem sehenswerten Schaustück aufgenommen.

Er nahm mein Zahnputzglas von der Konsole, spülte den weißen Pastenrückstand unter dem Wasserhahn aus, goß es randvoll mit Whisky und schob es mir über den Tisch.

„An der Schanze?" fragte ich ihn.

Er kniff ein Auge zu und schüttelte den Kopf.

„Rennschlittenbahn?"

Diesmal kniff er beide Augen zu, die Mundwinkel signalisierten diebische Freude.

„Trink! Und dann werde ich dir erzählen, daß das Bild des Jahres einen Langläufer darstellt, am Start, das Gesicht schon ganz auf den Wettkampf konzentriert, aber mit offenem Mund, in den ein Arzt eine Pille gleiten läßt."

„Eine Pille?" war alles, was ich herausbrachte. Ich muß ihn angesehen haben, als ob er mir von der Landung eines Raumschiffes im Kreisel der Oberhofer Rennschlittenbahn erzählt hätte.

„Eine Pille?"

„Nicht nur das!" antwortete er triumphierend, „die Pille war gelb, die Krone des Farbfotos." Und er zählte auf: „Schnee, zartblauer Himmel, ein tiefblauer Anorak, grüne Tannen im Hintergrund, ein rotes Stirnband – und eine gelbe Pille. Läßt sich dieses Gemälde vorstellen?"

Ich sprang auf: „Was zum Teufel für eine Pille?"

Er hob die Schultern. „Was weiß ich? Es ist die Pille, von der die ganze Welt redet, ich hab sie fotografiert, als erster. Vielleicht keine solche Sensation, wie als erster am Nordpol gewesen zu sein, aber immerhin ..."

Ich war mir noch nicht völlig im klaren, wovon er redete, spürte aber Symptome von Verdruß: „Noch einmal: welche Pille?"

„Erreg dich bitte nicht", sagte er ungemein freundlich und wies mit der Hand auf das noch immer volle Glas. „Weißt du nicht, daß sie überall von den Pillen reden, die ihr euren Sportlern gebt, damit sie schnell und stärker und was weiß ich werden. Bislang hat sie keiner gesehen. Gerede gab es genug, aber ich habe sie auf dem Film. Wirklich, du kannst mir gratulieren!"

Ich verzichtete zunächst darauf, entschloß mich aber zu einem Schluck Whisky, um unsere Bindungen nicht gerade in diesem Augenblick zu gefährden. Aber selbst als wir zwei weitere Gläser geleert hatten, waren wir noch keinen Zentimeter vorangekommen. Ich versuchte ihm zu erklären, daß es nötig sei, herauszufinden, um welche Art von Tablette es sich gehandelt haben könnte, und er beschwor mich, zu begreifen, daß dieses Bild die Chance seines Lebens sei, die Gelegenheit, mit einem Bild Einzug in alle Illustrierten der Welt zu halten.

Nach dem vierten Glas gelangten wir zu einem Kompromiß: Wir begaben uns beide in das medizinische Zentrum der Spartakiade. Der diensttuende Arzt war nicht sehr angetan, daß wir keine körperlichen Beschwerden zu melden hatten, sondern eine eher geistige Diagnose erbaten. Vermutlich roch er auch den Whisky.

„Tabletten? Heute morgen?"

Er griff nach einem der vielen Dienstbücher, die sich auf seinem Tisch stapelten und las uns dann vor: „Nach einer Vorwarnung des metereologischen Dienstes der DDR, die ein Ansteigen der Temperaturen, verbunden mit leichten Niederschlägen, ankündigte, wurde festgelegt, daß jeder Teilnehmer prophylaktisch mit einer Vitamin-C-Tablette zu versorgen sei. Da ein großer Teil der Wettkämpfer bereits auf dem Wege zu den Wettkampfstätten war, wurde weiter festgelegt, daß die diensttuenden Ärzte die Tabletten am Start verabreichen sollten." Er blätterte, ließ seinen Finger über das nächste Blatt gleiten und fuhr dann fort: „10.18 Uhr: Die Aktion mit den Vitamintabletten abgeschlossen. Insgesamt wurden 40 OP-Packungen ausgegeben. Es wurde Vorsorge getroffen, den Bestand im Zentrum wieder aufzufüllen."

Der Arzt klappte das Buch zu: „Das wär's!"

Der Schwede sah verdrossen drein und fragte: „Gelb? Richtig gelb?"

Der Arzt nickte. „Möchten Sie eine Probe?"

Er schüttelte den Kopf und lud mich in sein Zimmer ein, wo er noch eine Flasche Whisky wußte.

„Fünf Stunden lang hatte ich das Bild des Jahres", murmelte er, „immerhin für fünf Stunden ..."

Rudis Geschichte

Der Wagen rollte über die Kreuzung, der Pfiff, der ihm folgte, war lang und alarmierend. Michael trat auf die Bremse und rollte an den rechten Straßenrand, direkt neben eine Normaluhr. Die Zeiger standen auf 9.17 Uhr.

Der Volkspolizist trug den Helm der Motorradstreifen und kam fast bedächtig über die Straße. Er hob grüßend die Hand, nannte Dienstgrad und Namen, wie es die Vorschrift besagt, und stellte die durchaus berechtigte Frage, ob Michael guten Gewissens sagen könne, die Ampel habe grün geleuchtet, als er die Kreuzung passierte?

Michael verzog das Gesicht, als wollte er andeuten, daß er die Frage für ziemlich belanglos hielt. Der Volkspolizist blieb bei seiner vergnüglichen Gelassenheit und versicherte: „So werden Sie jedenfalls nur zu Stempeln, aber nie auf einen grünen Zweig kommen."

Jens, der mit den anderen hinten saß, rief nach vorn: „Wir müssen um zehn Uhr am Start sein. Vielleicht werfen Sie mal einen Blick zur Uhr."

Da antwortete der Volkspolizist: „Lassen Sie den mal aussteigen, der mir da eben einen guten Rat geben wollte."

Michaels Wut nahm rapide zu. „Kletter raus", herrschte er Jens an. Der riß die Barkastür auf und schob sich auf die Straße, ziemlich frech „Bitte?" fragend.

„Was für einen Start müssen Sie denn so eilig erreichen?" fragte der Volkspolizist und nahm seinen Helm ab, womit er zugleich zu verstehen gab, daß sich die Angelegenheit hinzuziehen versprach.

„Na Spartakiade!"

„Spartakiade?" Der Volkspolizist hob den Kopf. „Und was treiben Sie da?"

„Radrennen fahren, sehen Sie nicht die Räder?" Er wies mit der Hand zu dem Gestell auf dem Dach.

„Sehe ich, sehe ich, besser als ihr grünes Licht seht. Und wann ist der Start?"

„10.12 Uhr sind wir dran, und vorher noch warmfahren."

„Und noch etwas?"

Jens sah ihn fragend an.

Der Volkspolizist grinste: „Na früher aufstehen! Eine Stunde früher aufstehen. Dann muß man nicht bei Gelb über die Kreuzung rasen und hat auch noch Zeit, sich warmzufahren. Jetzt ist es", der Volkspolizist warf einen Blick auf die Uhr, „9.19 Uhr, bis Königs Wusterhausen braucht ihr zwanzig Minuten, fünfundzwanzig, wenn ihr nicht noch einmal angehalten werden wollt. Bleiben noch fünf Minuten für das Herunterholen der Räder und schließlich und endlich noch ganze 22 Minuten bis zum Start. Zum Warmfahren viel zuwenig. Da werdet ihr nicht viel Chancen haben heute."

Inzwischen war Michael, nun schon kochend vor Wut, ausgestiegen. „Haben Sie davon Ahnung? Wollen Sie mir vielleicht erzählen, daß 22 Minuten zum Warmfahren zuwenig sind? Und wenn wir hier noch lange stehen, werden es nur noch 15 sein, und selbst die würden reichen!"

„Da bin ich anderer Meinung", widersprach der Polizist, „ich hatte immer die größten Probleme, wenn ich vor einem Mannschaftsrennen nicht richtig warm war ..."

„Zu ihrer Zeit ...", fiel ihm Michael ins Wort, konnte den Satz aber nicht vollenden.

„Zu meiner Zeit – ich rede nicht gern darüber, weil es die Jugend von heute nicht sonderlich schätzt, mit nostalgischen Hinweisen ermahnt zu werden – fuhr man schon mit dem Rad zum Start, zum Beispiel nur mal so. Also stand man auch des Morgens rechtzeitig auf, und der einzige Vorteil, den wir hatten, bestand vielleicht darin, daß es sehr viel weniger Ampeln gab ..." Er schmunzelte.

Michael fuhr sich nervös durch die Haare: „Aber heute, das ist Leistungssport, das sollten Sie verstehen!"

„Ach nee", strahlte der Volkspolizist, „Leistungssport? So richtiger Leistungssport?"

Michael nickte mit wichtigtuerischer Miene, erzielte damit aber keinerlei Erfolg.

Der Volkspolizist, der bislang ein etwas gekünsteltes Hochdeutsch gesprochen hatte, verfiel amüsiert in Berliner Dialekt: „Wat se nich saren! Donnerwetter! Also vor euch steht, nur mal spaßhalber, een Teilnehmer der Friedensfahrt von neunzehnhundertzwoundfuffzig. Vermute, daß Sie um diese Zeit noch mit 'ne Trommel um den Tannenboom gehopst sind. Also noch mal: Zwoundfuffzich, mitjefahren, durchjefahren, Spurtankunft in Leipzig als Dritter beendet, spaßhalber, nich etwa zum Mitschreiben, Dritter, und an diesem eenen Tach sojar zehn amtliche Minuten vor dem jroßen Täve, später zujejebenermaßen dann weiter hinten, weil et in die Berje jing. So is det, Kollegen Spartakiadekämpfer. Die DDR is nämlich voll von Leuten, die die Grundsteine jemauert ham, ooch im Sport."

Aus Jens' Stimme sprach nun Respekt: „Und wie schaffen wir das nun noch?"

Der Volkspolizist stülpte sich den Helm auf: „Jetzt folgt eine Belehrung: Da das Vorliegen eines halbwegs dringenden Falls einigermaßen festzustehen scheint, wird der Kraftfahrer zwar von mir mit einer Ordnungsstrafe belegt, da aber die Spartakiadeteilnehmer an dem Aufenthalt schuldlos sind, werde ich euch jetzt nach Königs Wusterhausen dirigieren."

Sprach's, ging über die Straße, schwang sich in seinen Motorradsattel, hantierte an den Schaltern seines Funkgeräts und brauste davon, das Licht hinter der roten Scheibe seines Rücksitzes „Folgen Sie!" leuchtete auf, und sie fuhren davon.

Michael wurde mit einem Stempel und einer Zahlung von 10 Mark „zur Ordnung" gerufen, die Jungen fuhren sich hinter dem Polizeikrad warm – „Wat jejen Bestimmungen sein könnte, aber die habe ick nich im Kopp" – und wurden schließlich noch Fünfte. Als sie glückstrahlend zum Barkas zurückkehrten, war von dem Polizisten nichts mehr zu sehen, aber einer der Kampfrichter kam und erzählte ihnen von Rudi, der einer der erfolgreichsten Rennfahrer der Nachkriegsjahre war und auch zu den Teilnehmern der ersten Etappenfahrt durch die DDR gehörte.

„Damals", so der Kampfrichter, „gab es in einem Etappenort herrliche Buletten und – worüber alle staunten – so viel, daß alle satt wurden. Rudi war es, der am Tag der letzten Etappe enthüllte, was bis dahin niemand gewußt hatte: ‚Habt ihr det nich jemerkt? Pferdebuletten warn det. Deshalb sind wia den nächsten Tach so gerast!'"

Jens fragte ungläubig: „Pferdebuletten? Kann man die essen?"

Der Kampfrichter lachte: „Frag mal Rudi, wenn du ihn das nächste Mal triffst!"

„Die Halle ist groß – finden Sie nicht auch?"
„Sehr groß – mach dir keinen Kopf darum ..."
„Mach ich ja gar nicht, aber ist sie nicht groß?"
„Ja, obwohl es noch größere gibt."
„Aber ich glaube, es ist die größte, in der wir beide je waren."
„Das kann schon sein, aber es spielt doch gar keine Rolle, wie groß sie ist."
„Ich finde aber doch!" Mike hockte auf der Massagebank und ließ die Beine baumeln. Ein Handtuch hing ihm über die Schultern, die Arme hatte er vor der Brust gekreuzt, die Hände waren in den dicken Handschuhen verschnürt.

Tischer lehnte an der Wand und gab sich viel Mühe, seine Nervosität zu verbergen. Zuweilen drangen Kaskaden des Zuschauerlärms durch die Tür, Beifall, aber immer auch Pfiffe, zuweilen Sprechchöre.

Mike stand auf, schüttelte die Arme aus, machte ein paar lockere Sprünge. Plötzlich sagte er: „Aber es ist bestimmt die größte Halle."

Tischer antwortete unwillig: „Meinetwegen." Und nach einer Pause: „Aber es wäre besser, wenn du daran denkst, was ich dir alles gesagt habe." Er hatte den Satz noch nicht vollendet, als er schon wußte, daß er einen Fehler begangen hatte. Mike sah ihn an, nicht sehr freundlich, und brummte: „Sie haben mir so viel gesagt, daß ich mit einem Notizblock in den Ring klettern müßte", drehte sich zur Wand, hob die Fäuste und fuhr aufgebracht fort: „Immer nur sagen – dies und das und das und dies, aber im Ring bin ich allein, ganz allein."

Tischer hob die Schultern und ging zur Tür, öffnete sie einen Spalt, kehrte dann zurück: „Schätze, noch fünf oder sechs Minuten, höchstens. Und übrigens, du hast recht, es ist wirklich die größte Halle!"

Mike strahlte: „Wieviel Zuschauer mögen hineingehen?"

Tischer dachte nach: „Vielleicht fünf- oder sechstausend ..."

„Und wieviel werden jetzt drin sein?"

„Schwer zu sagen, vielleicht viertausend."

Es entstand wieder eine Pause. „Es hört sich doch gut an oder nicht: Vor viertausend Zuschauern bezwang Mike Risse im Finale der Spartakiade ... na und dann so weiter."

Tischers Antwort klang sanft und lautete: „Ja, du hast recht, es hört sich sehr gut an."

Dann riß einer die Tür auf, ruderte wie wild mit den Armen und schrie: „Na wollt ihr nicht?"

Mike war der erste im Ring. Tischer nahm ihm das Handtuch von der Schulter und sagte behutsam: „Noch mal: Aufpassen in der ersten halben Minute. Er schlägt die Rechte ohne Führungshand."

Mike lachte: „Das wären immerhin sieben Punkte für die Bezirkswertung!"

Tischer strich ihm mit der Hand durchs Haar: „Mindestens fünf."

Mike: „Sie glauben wohl nicht an mich?"

Der Ringrichter kam in ihre Ecke und warf einen flüchtigen Blick auf die Handschuhe.

„Ahnst du, daß es jetzt bald losgeht?" fragte Tischer.

Der Junge nickte gefaßt.

Die erste Runde verlief ausgeglichen. Mike kehrte in die Ecke zurück, Tischer zog ihm den Mundschutz von den Zähnen, ließ ihn von dem Jungen, der als Helfer in seiner Ecke war, ausspülen und sagte dann nur: „Ganz gut so, aber mit der Linken energischer."

Mike nickte entspannt, und als der Sprecher am Ring die zweite Runde ankündigte, rief ihm Tischer noch hinterher: „Und laß dich auf keine Keilerei ein!"

Die zweite Runde brachte Vorteile für Mike. Er spürte es selbst und sagte in der Ecke: „Es könnten doch sieben Punkte werden!"

Nach einer kleinen Pause fügte er hinzu, leiser zwar, aber laut genug, daß Tischer es gut hören konnte: „Und dann

heißt es: Vor viertausend Zuschauern bezwang ... Sie wissen schon."

Tischer wusch ihm das Gesicht mit dem tropfenden Schwamm ab, frottierte es dann väterlich fürsorglich und flüsterte ihm beschwörend ins Ohr: „Nimm die Fäuste hoch – ein Kopfstoß, und alles ist zu Ende."

Im gleichen Augenblick holte er sein Taschentuch hervor und riet Mike, kräftig hineinzuschnauben. Der tat es auch, warf ihm einen schnellen, dankbaren Blick zu, erhob sich dann und war mit drei Schritten in der Ringmitte.

Das Ende kam, als die Leuchtuhr über dem Ring einen lächerlichen Rest von 54 Sekunden signalisierte. Der Ringrichter sprang zwischen die beiden und rief durchdringend „Stopp!". Dann winkte er dem Arzt, und noch ehe Mike sich umwandte, wußte Tischer bereits, was geschehen war.

Der Arzt kam in die neutrale Ecke, warf einen Blick auf die Wunde und schüttelte so nachdrücklich den Kopf, daß der Ringrichter sofort den Punktrichtern ein unmißverständliches Zeichen gab. Das Urteil war schnell verkündet. Mike kehrte in die Ecke zurück, Tischer zog ein Pflaster über die Braue.

Inzwischen hatten sie das Siegerpodest in den Ring gehievt, die Medaillen wurden überreicht, aus den Lautsprechern hallte eine Fanfare. Unten am Ring tänzelte schon das nächste Paar. In der Kabine schleuderte Mike die Silbermedaille in die Ecke und schrie: „Dieser Blödmann von einem Arzt. Da schindet man sich und schindet sich und dann kommt der, 54 Sekunden vor Schluß. Das hätte allemal gereicht! Die 54 Sekunden hätte ich mit einer Hand geboxt und die andere vor das Auge gehalten! Ehrlich – Betrug nenne ich das. Sicher weil der ein Berliner war, ganz uriger Betrug. Und Sie? Sie stehen natürlich wieder auf der Seite ... na eben auf der anderen Seite und werden mir jetzt sicher erzählen wollen, wie wichtig die Gesundheit ist, und das ganze übliche Blaba. Und dazu noch ein paar Tropfen Weisheit über den reinen Amateursport und unser schönes Land, vielleicht noch: Es lebe der Sozialismus!"

Tischer räumte seine Sachen zusammen und sagte eisig: „Wenn du deine Medaille nicht sofort aufhebst, werde ich sie aufheben. Aber nicht für dich, sondern ich werde hinausgehen und sie zurückbringen, mit einem Hinweis darauf, daß dir vielleicht nicht die boxerischen, aber die menschlichen Qualitäten fehlen, Zweiter einer Spartakiade werden zu können!"

„Na und?" schrie Mike außer sich, „sind Sie noch nicht draußen? Und das würde sich auch gut lesen: Vor viertausend Zuschauern gab Übungsleiter Udo Tischer die Silbermedaille von Mike Risse zurück."

Aber als Tischer ungerührt einen Schritt in Richtung zur Medaille tat, sprang Mike dazwischen, hob sie auf, warf sie in seine Tasche und begann im gleichen Augenblick zu heulen wie ein kleines Kind. Die Tränen rannen in breiter Spur zu den Mundwinkeln. Er schwemmte sein ganzes Elend aus sich heraus.

Tischer packte weiter, ohne Notiz davon zu nehmen. Säuberlich faltete er das Handtuch zusammen, wischte mit einer Serviette die Schere ab, die er zum Pflasterschneiden benutzt hatte, und machte sich dann daran, Ergebnisse in sein Programmheft nachzutragen.

Mike fragte tonlos nach dem Handtuch, und Tischer langte es ihm aus seiner Tasche.

Danach rang sich Mike ein „Tut mir leid" ab.

Tischer reagierte nicht.

„Es tut mir leid", wiederholte Mike, diesmal allerdings beträchtlich lauter. Er blieb ohne Antwort.

Dann ging er zwei Schritte auf den Übungsleiter zu, baute sich vor ihm auf, stemmte die Arme in die Hüften und schrie: „Ich übe Selbstkritik – es tut mir leid!"

Tischer sah auf und antwortete: „Und mich interessiert es nicht."

Zornig gab Mike zurück: „Das kann nur so sein, weil Sie sich nicht vorstellen können, was das für mich bedeutet."

„So wird es wohl sein", war alles, was Tischer sagte.

In diesem Augenblick begann Mike wieder zu heulen. „Soll

ich Sie vielleicht auf den Knien um Verzeihung bitten?" schluchzte er.

Tischer schüttelte den Kopf. „Nur eine Frage sollst du mir beantworten. Warum hast du das mit dem Sozialismus gesagt?"

Der Boxer wandte sich zur Wand, hob die Schultern, sagte aber dann in einer Weise, als wolle er ein Geständnis ablegen: „Ich habe es gesagt, weil ich Ihnen weh tun wollte, und mir fiel sonst nichts ein, was Ihnen weh tun würde."

„Zieh dich an, Junge, wir müssen gehen." Tischers Worte atmeten Wärme.

Er empfand plötzlich Mitleid. In der Schule war Mike immer unter den Besten. Nur im Sport hatte es nie für einen Rang vor allen anderen gereicht. So war er in den Ruf eines Musterknaben geraten, oft darob verspottet und – was ihm viel mehr weh tat – von den Mädchen belächelt. Bis er sich eines Tages bei den Boxern angemeldet hatte, zum Erstaunen aller, zum Entsetzen der Mutter. Seine Intelligenz ließ ihn schnell begreifen, worauf es zwischen den Seilen ankam, Siege fielen ihm nicht schwer. Das Spartakiadegold hatte er sich in den Kopf gesetzt, um sie alle zu demütigen. Die Enttäuschung war wohl nun zu groß, als daß er sie in Minuten hätte verkraften können – zu diesem Schluß gelangte Tischer.

Draußen, auf dem Weg zur Straßenbahn, wollte Mike plötzlich wissen: „Was haben Sie eigentlich für einen Beruf gelernt?"

„Lokomotivführer."

„Lokomotivführer? Und dann?"

„Dann wurden Lehrer gebraucht."

„Und dann?"

„Dann wurden Offiziere gebraucht. Hör auf zu fragen, Junge. Dann wurde ich krank, und man wollte mir etwas Gutes tun und machte mich zum stellvertretenden Bürgermeister, weil man wohl glaubte, dort könnte ich gesund werden oder zumindest nicht noch kranker." Daß er das nicht nur so nebenher gesagt hatte, verriet sein linkes Auge. Das Lid

zuckte heftig. Ein sicheres Zeichen für heftige innere Erregung.

Mike blieb stehen: „Und das? Warum machen Sie das hier? Das zum Beispiel mit mir? Dieser Ärger?“

Tischer ging weiter, und es war nicht klar, ob Mike seine Antwort hören konnte: „So ganz genau weiß ich es nicht ...“

Zahl der Starts bei den Spartakiadevorwettkämpfen

Jahr	Kinder	Jugendliche	gesamt
Winter (in Tausend) – Schwankungen witterungsbedingt			
1965	–	–	–
1966	21,0	7,0	28,0
1967	42,0	17,0	59,0
1968	88,0	37,0	125,0
1969	70,0	26,0	96,0
1970	159,0	61,0	220,0
1971	98,0	33,0	131,0
1972	55,7	14,8	70,5
1973	34,0	12,0	46,0
1974	30,1	8,2	38,3
1975	25,2	5,3	30,5
1976	78,0	25,0	103,0
1977	98,5	31,3	129,8
1978	126,0	40,0	166,0
1979	201,0	63,0	264,0
1980	150,0	50,0	200,0
1981	180,5	54,5	235,0
Sommer (in Millionen)			
1965	1,2	0,5	1,7
1966	1,3	0,6	1,9
1967	1,6	0,65	2,25
1968	1,65	0,75	2,4
1969	1,75	0,85	2,6
1970	1,9	0,9	2,8
1971	2,2	1,1	3,3
1972	2,5	1,2	3,7
1973	2,6	1,4	4,0

Jahr	Kinder	Jugendliche	gesamt
1974	3,2	1,2	4,4
1975	2,6	1,3	3,9
1976	2,5	1,2	3,7
1977	2,6	1,2	3,8
1978	2,6	1,3	3,9
1979	2,7	1,2	3,9
1980	2,5	1,2	3,7
1981	2,4	1,2	3,6

Teilnehmer an den Kreisspartakiaden

Jahr	gesamt	Kinder	Jugendliche
Wintersport			
1965	–	–	–
1966	12500	9000	3500
1967	13500	9500	4000
1968	25000	17000	8000
1969	25500	18500	7000
1970	38500	27500	11000
1971	22800	17100	5700
1972	28800	21250	7450
1973	23350	18850	4500
1974	19000	14900	4100
1975	14800	12200	2600
1976	34000	26000	8000
1977	30500	24600	5900
1978	31700	24900	6800
1979	58800	45700	13100
1980	48000	37600	10400
1981	50500	39300	11200
Sommersport			
1965	321000	202000	119000
1966	328000	212000	116000
1967	406000	260000	146000
1968	461000	300000	161000
1969	463000	286000	177000

Jahr	gesamt	Kinder	Jugendliche
1970	544000	353000	191000
1971	628000	409000	219000
1972	696000	451000	245000
1973	742000	485000	257000
1974	805000	535000	270000
1975	846000	561000	285000
1976	875000	581000	294000
1977	922000	614000	308000
1978	933000	622000	311000
1979	973000	650000	323000
1980	940000	622000	318000
1981	973000	650000	323000

Bezirksspartakiaden

Jahr	gesamt	Kinder	Jugendliche
Wintersport			
1965	–	–	–
1967	2800	1600	1200
1969	4700	3000	1700
1971	4100	3200	900
1973	5050	4000	1050
1974	4700	3750	950
1976	4750	3750	1000
1978	5050	4000	1050
1980	5000	3750	1250
Sommersport			
1965	50300	24200	26100
1967	57500	30000	27500
1969	60900	33700	27200
1971	73900	42700	31200
1973	87500	53100	34400
1974	98000	61200	36800
1976	98000	63000	35000
1978	95000	61300	34600
1980	96500	60500	36000

Beteiligung in den Sportarten bei Kreisspartakiaden

Jahr	Leichtathl.	Schwimmen	Turnen	Fußball	Volleyball	Tischtennis	Billard
1965	123013	22548	23544	36439	10075	2324	–
1966	128712	23482	22295	39942	10762	3722	12
1967	157310	30538	24274	45879	15718	3996	10
1968	176017	31986	27529	52446	15480	4600	4
1969	179788	4658	25023	53276	12761	6320	39
1970	228239	41080	27241	63987	20701	7718	46
1971	245507	37409	30216	66872	25280	19487	127
1972	272289	45896	34149	68084	27824	14485	183
1973	285875	81441	36425	74177	32503	16188	298
1974	303038	46255	41992	81066	35578	23063	454
1975	326472	51282	41851	86181	39162	19230	495
1976	334609	50710	47825	85085	39570	21297	482
1977	356255	55153	41761	86188	43553	22832	462
1978	365384	48801	39695	85082	46461	23627	546
1979	369571	49621	40085	96927	46329	24890	961
1980	365230	43592	37222	89542	46437	24998	777
1981	378626	40098	35699	91953	46547	23380	710

Beteiligung in den Sportarten bei Bezirksspartakiaden

Jahr	Leichtathl.	Schwimmen	Turnen	Fußball	Volleyball	Tischtennis	Billard
1965	14614	3681	3590	5444	2494	–	–
1967	15302	4251	4257	4124	3729	–	–
1969	17068	4719	3582	2333	3468	112	–
1971	16385	4682	4264	3804	3846	1634	12
1973	18291	5582	5687	4630	4233	1580	105
1974	19942	6248	6961	4530	5267	1825	169
1976	19867	6445	5776	3765	5393	1931	181
1978	18920	6872	5448	3635	5304	1965	248
1980	19275	6321	5326	4437	5326	2194	145

Inhalt